

5 Rekonfigurationen von Lebensentwürfen

Dieses Kapitel verfolgt die Fragestellung, wie die von Marginalisierung, Ausschluss oder Zwang zur eigenverantwortlichen Inklusion betroffenen Personen ihre Lebensentwürfe neu bewerten. Die Untersuchung stellt mithilfe der Salutogenese im Sinne von Antonovsky (1997) die Selbstkonstruktionen der Subjekte in den Mittelpunkt. Selbstkonstruktion verweist auf den komplexen Prozess der Identitätsbildung. Dieser wird durch Differenzkategorien wie Behinderung, Geschlecht, Alter, Klasse, ethnische Herkunft und Staatsbürgerschaft mitstrukturiert. Am Beispiel von sechs Fallgeschichten werde ich Interdependenzen zwischen Gesundheit, Arbeit und Identität erkunden. Dabei arbeite ich mich jeweils durch drei Themengebiete: *Gesundheit und Arbeit*, *Kulturelles Kapital und Digitalisierung*, sowie *Behindertwerden und Identität*. Das methodische Vorgehen involviert Kontextualisierung, Interpretation und Vergleich. Aussagen über Selbstkonstruktionen lassen sich auf der Basis dessen treffen, was und wie es gesagt wird. Daher bilden die Erzählstrukturen der jeweiligen Selbst-Repräsentationen einen maßgeblichen Teil der Untersuchung. Diese zielt auf die Herausarbeitung von Mustern in der Bewältigung von Behinderung und in der Rekonfiguration des Lebensentwurfs.

5.1 Sich der Marginalisierung widersetzen

Anastasia, Hannah und Jene N. sind gleichaltrig und wohnen in derselben Stadt. Alle drei Frauen verfügen über einen Hochschulabschluss und Fremdsprachenkenntnisse. Der graduelle Verlust an Sehfähigkeit setzte zwischen zehn und 14 Jahren vor dem Interview ein. Die drei Frauen besuchten am selben Standort des Berufsförderungswerks eine Maßnahme zur Anpassung und Integration, allerdings zeitlich versetzt (2017/18; 2018/19; 2019). Während der Maßnahmen waren sie arbeitslos und erhielten Übergangsgeld. Ihre Le-

benslagen lassen sich mit der Kategorie Marginalisierung beschreiben. Die genannten Gemeinsamkeiten bieten sich an, die drei Fälle ergebnisoffen miteinander zu vergleichen und folgende Hypothese zu überprüfen: Rekonfigurationen des Lebensentwurfes hängen vom *individuellen Umgang mit der Sehbeeinträchtigung*, dem *kulturellen Kapital* sowie der *Identitätsarbeit* ab.

Tab. 8: Daten zu den untersuchten Fallgeschichten (Vergleich 1)

	Anastasia	Hannah	Jene N.
Höchste Qualifikation	Dr. rer. nat. Chemie	Diplom Literatur- und Kommunikationswissenschaften Zertifikat Business Development Managerin	Bachelor Pharmakologie
Alter	44 Jahre	44 Jahre	44 Jahre
Personenstand und Wohnsituation	Ledig, alleinlebend	Getrennt lebend, alleinerziehende Mutter; WG-Mitbewohner	Ledig, alleinlebend, vor Kurzem gemeinsam mit pflegebedürftiger Mutter
Letzte Tätigkeit vor letzter Weiterbildung	Wissenschaftliche Dokumentarin in Privatunternehmen	Managerin in einem Start-up-Unternehmen der Mobilitätstechnologie	Apothekerin in einer Apothekenkette
Beschäftigung zur Zeit des Interviews	Arbeitssuchend	Maßnahme Anpassung und Integration	Befristete Anstellung als Apothekerin
Einkommen	Übergangsgeld (Weiterbildung) ALG I (Interview)	Übergangsgeld	Übergangsgeld (Weiterbildung) Angestelltengehalt (Interview)
Krankheitsbild	Optikusatrophie (Diagnose unklar)	Netzhautdystrophie (erblich, in väterlicher Linie bestätigt)	Makuladystrophie (Diagnose unklar)

5.1.1 »Durch Sehbehinderung spirituell geworden« – Anastasia, die Chemikerin

Gesundheit und Arbeit

Aufgefordert, über ihre Erfahrungen mit Sehschädigung zu sprechen, wie alles angefangen habe, in welcher Lebens- und Arbeitssituation sie zu dem Zeitpunkt gewesen sei und was sich dann wie verändert habe, geht Anastasia elfeinhalb Jahre zurück. Damals war die Chemikerin 33 Jahre alt und stand am Beginn einer Karriere in der Wissenschaft.

Also, die Probleme mit den Augen fingen an ... 2008. So ziemlich zum Neujahr. Irgendwie Erkältung [...]. Zu dem Zeitpunkt war ich gerade am Ende meiner Doktorarbeit. Ja, und das ging dann immer noch so. Und es war ja auch am Anfang nicht so schlimm, sondern immer nur, dass ich bei körperlicher Anstrengung schlecht gesehen hab [...] Und dann im Juli bin ich dann fertig geworden. Dann hatte ich immer so kleinere Verträge [...] bis 2010. Da hab ich dann [...] auch gemerkt [...] ich kann irgendwie gar nichts mehr ablesen im Labor. [...] Und da wurde ich dann auch gefeuert. Und ähm, dann war ich aber doch noch mal bei meinem Doktorvater angestellt und da hab ich [...] die Arbeit gemacht, die ich vorher jahrelang gemacht habe und die ich in Fleisch und Blut hatte. Und da hab ich gedacht, ja, im Labor ... Es ging dann einfach nicht mehr. So. Ja, da musst du im Labor vorne was ablesen [...] immer fünf Meter vor [...] und dann wieder zurück. Also da war ich wirklich verzweifelt. [...] Da hab ich auch richtig Angst gehabt dann [...]. Weil, das war ja auch ein millionenschweres Gerät, an dem ich da [gearbeitet habe], mit flüssigem Stickstoff. Das war schon eine Gefahr. Naja, also da hab ich dann doch [...] einen Augenarzt gefunden... Und davor haben auch schon Augenärzte gesagt, na ja, Sie sehen ja noch 30 Prozent, kommen Sie mal in drei Monaten wieder, da machen wir dann eine Fluoreszenzangiographie [Sichtbarmachung Augenhintergrund mithilfe von Farbstoff]. (lacht) Und dann hat ich einen, der hat gesagt: So, Sie gehen jetzt morgen ins [Name Klinik] [...] Da waren die aber total ätzend zu mir. Und da muss er dann bei denen angerufen haben, denn am nächsten Tag, da musste ich nochmal da hin und dann war der so nett, dieser Arzt, auf einmal. [...] Und da ist dann was vorangegangen. Zumindest dann in dem Sinn, dass ich dann krankgeschrieben wurde. (Anastasia, 1:29-3:8)

An diesem Punkt der Erzählung fährt sie fort, über Krankschreibung, medizinische Rehabilitation (2011), erstes Reha-Assessment beim BFW Halle (2012),

eine Umschulung (2012-2014) an einer berufsfördernden Einrichtung für Sehbehinderte und Blinde anderswo sowie diversen Jobs als Datenverarbeiterin zu berichten. Ihre autonome Haupterzählung findet einen Abschluss, als Anastasia im Jahre 2017 zum zweiten Mal an das Berufsförderungswerk kommt. Der Ausschnitt ihrer erzählten Geschichte beginnt mit Sehproblemen gegen Ende der Doktorarbeit und endet mit einer Krankschreibung, nach der dann »was vorangegangen« sei. Die ZuhörerIn oder LeserIn würde an dieser Stelle irgendeine Diagnose erwarten. Was ist nun die Beeinträchtigung, die durch eine Brille nicht korrigierbar sein soll? Konkrete Informationen bleiben jedoch aus. Anastasia beschreibt einen Erfahrungs- und Selbsterkenntnisprozess in Zeitsprüngen: von »ging dann immer noch so«, über »kann irgendwie gar nicht mehr« bis zu »ging dann nicht mehr«. Zunächst stellt die junge Frau Sehschwächen fest, die scheinbar mit Erschöpfung zusammenhängen. Sie sucht ohne zu zögern professionelle Abklärung (»davor haben auch schon einige Ärzte gesagt«). Der Visusrückgang wird als vorübergehende Normabweichung gedeutet. Aus Sicht der Erzählerin entbehrt diese Diagnose Validität. Anastasia mobilisiert Widerstandsressourcen wie soziale Beziehungen (Arbeit beim Doktorvater), kognitive Fähigkeiten und verinnerlichte Arbeitsabläufe (»in Fleisch und Blut«). Doch irgendwann vermag sie die Arbeitsanforderungen nur noch unter Kraft raubenden Kompensationsanstrengungen zu erfüllen und erkennt zudem, dass ihr Handeln eine Gefahr für Mensch und Eigentum darstellt. Ihre Klinikerfahrung ist ambivalent; erst waren »die [...] total ätzend«, dann kooperativ. Mittels Krankschreibung wird Anastasia auf längere Sicht aus dem Verkehr gezogen. Inzwischen sind fast drei Jahre vergangen.

Sozial abgesichert war Anastasia nach der Promotion nicht mehr. Sie wurde hier und da mit Befristungen angestellt und bei einer Biogasfirma wurde sie »gefeuert«, weil die Vorgesetzten »vielleicht gemerkt [hatten], dass es mir keinen Spaß machen [würde] ... Es war furchtbar« (8:18-19). Im Kontext der Eingangssequenz weist diese Bemerkung auf Erschöpfung durch Kompensation. Im späteren Verlauf des Interviews erklärt sie, ihrem Mentor erst nach der letzten Tätigkeit bei ihm im Jahre 2010 von den Augenproblemen erzählt zu haben. Was genau aber hätte sie erzählen können? Von einem ressourcenorientierten Ansatz ausgehend, könnte die medizinische Diagnose vernachlässigt werden. Hingegen wären Stressoren genau zu beschreiben. Im vorliegenden Fall gestaltet sich das allerdings etwas schwierig. So heißt es auf meine spätere Nachfrage:

Offiziell hab ich MS. Belassen wir's, belassen wir's dabei. (Anastasia, 9:12)

Anastasia verweist auf Sehschädigung als mögliche Folge einer Multiplen Sklerose. Die Nachfrage bereitet ihr Unbehagen. Eine Abwehr gegen diese Diagnose wird deutlich. Später erzählt Anastasia noch von ihrem jüngsten Besuch bei einem Facharzt, wobei sie »gehofft hatte, eine andere Diagnose zu bekommen« (12:22). Was die MS-Diagnose betraf, so basierte sie damals unter anderem darauf, dass die Patientin selbst auf ein Taubheitsgefühl in den Fingern sowie Erschöpfung hingewiesen hatte. In der Folge wurde sie zur MS-Sprechstunde in der besagten Klinik geschickt. Sie suchte dennoch bei anderen Ärztinnen nach alternativen Erklärungen:

Das war dann ein Ulnarisrinnen-Syndrom. Das Taubheitsgefühl war was anderes. Aber das musste ich halt herausfinden. Also, naja (lacht). Ich glaube nicht dran. Weil [...] einfach bei der Diagnose so viele Sachen komisch sind. (Anastasia, 12:21-24)

Anastasia akzeptiert zwar die Augenerkrankung, jedoch nicht die Multiple Sklerose. Das Letztgenannte passt nicht zu ihrer eigenen Recherche und Selbstbeobachtung. Als wir später noch einmal über ihre Geschichte sprechen, liefert sie einen weiteren Grund für ihre Zweifel:

Als ich dann gefragt habe, warum ich eigentlich schubförmige MS haben soll, wenn der Prozess schleichend ging, [...] meinte sie [die Ärztin], die meisten MS-Patienten, 95 Prozent, haben schubförmige MS. Deswegen investiert die Pharmaindustrie vor allem in die Behandlung selbiger. Deswegen zahlen die Krankenkassen auch nur dort großzügig die tollen Therapien. Und da sie mir diese nicht vorenthalten wollte... Und jetzt ist in der Statistik ein Schubpatient mehr. Ist aber egal. Die schleichende MS habe ich auch nicht, die ist sehr aggressiv (Statement Anastasia, 17.06.2021)

Angesprochen sind hier Zusammenhänge zwischen Medizin, den Interessen der Pharmaindustrie und der Ökonomisierung des Gesundheitssystems. Dem Individuum bleibt nur, sich diesem Machtgeflecht zu ergeben oder eben weiterzusuchen. Anastasia suchte weiter. Eine Ärztin des Vertrauens empfahl ihr einen Augenfacharzt, der ihre Zweifel an der MS-Diagnose bestärkte. Denn ihm fiel auf, dass bei aller Seheinschränkung das Farbsehen völlig intakt war. »Untypisch für Multiple Sklerose«, wie Anastasia bemerkt. Was dieser Arzt hingegen sah, waren für ihn klare Anzeichen einer dominanten Optikusatrophie. Da diese degenerative Erkrankung des Sehnervs erblich ist,

erkundigte er sich nach Familie und Verwandten der Patientin. Aus ihrem Umfeld war Anastasia jedoch keine Sehschädigung bekannt. Diese Informationen liefert sie erst zwei Jahre nach dem Interview in einem Gespräch bzw. einem von ihr selbst verfassten Statement (wie oben zitiert) nach Lektüre des Erstentwurfs dieses Buchmanuskripts. Zu unangenehm war ihr das ganze Thema Diagnose.

Weil die Schulmedizin nur unbefriedigende oder gar verstörende Erklärungen für Anastasias Beschwerden gab, weitete die junge Frau ihre Suche auf die alternative Heilkunde und deren Deutungen, Therapien und Verfahren aus. Inzwischen gehören die Erprobung und Überprüfung ganzheitlicher heilpraktischer Ansätze zu ihrem Alltag.

Jedes Jahr immer was Neues, wo ich denke, oh, vielleicht ist das jetzt die neue Heilung. Und jetzt hab ich mir einen Heilstein zugelegt, der Selbstheilungskräfte anregt und auch für die Augen gut sein soll. [...] Für Augen und Sehkraft. So ein Quatsch dann halt (lacht). (Anastasia, 21:32-22:3)

Das Zitat deutet auf Offenheit für Experimente unter der Bedingung, dass Anastasia selbst die Kontrolle behält. Der graduelle Verlust des Sehvermögens, der Stressor, scheint für sie handhabbar zu sein. Ihre Erzählung widerspiegelt ferner ein grundsätzliches Vertrauen in die Verstehbarkeit der Augenerkrankung. Die richtige Erklärung wurde nur noch nicht gefunden. Anastasia sucht nach rationalen Erklärungen, zunehmend jedoch auch nach spiritueller Erfahrung und Deutung, um zu verstehen, was mit ihr geschieht. Antworten, die auf angezweifelte Kategorien und Methoden basieren, weist sie zurück (»glaube nicht dran«). Ansätze jenseits der Schulmedizin nimmt sie als Bereicherung an, überprüft sie in der Praxis auf Tauglichkeit und kommentiert sie dabei nicht ohne Selbstironie einer vermeintlich auf Abwege geratenen Naturwissenschaftlerin (»Quatsch halt«). Als geborene Forscherin sucht sie beständig. Allerdings steht sie nicht mehr im Labor, das sie am Abend verlassen könnte. Die Erkenntnissuche ist mit einschneidenden Veränderungen im Alltag verflochten:

Das ist oft beim Kochen, beim Schneiden, irgendwie blöd. Also ich könnte auch nicht mehr Vollzeit arbeiten, ich bin zu müde, ich bin nicht mehr belastbar, eigentlich. Oder wie jetzt, wie vorhin [auf dem Weg zur Interviewerin], dieser Umweg. Also, ich bin ja sowieso falsch gelaufen, aber dass man jetzt so einen Umweg laufen muss, weil man die Ampel oder so einen Zebrastreifen nicht findet. Diese ganzen Extradinge. Man braucht länger beim

Einkaufen ... [...] Das ermüdet. Und dann, dieses ständige Geflimmer vor dem Auge macht mich rasend. Und das ermüdet, glaube ich, auch sehr. (Anastasia, 9:19-28)

Anastasia beschreibt einen Wandel ihrer räumlichen Praktiken und Zeitnutzung. Sie weist auf den Mehraufwand an Energie für Alltägliches und bewertet die eigenen Fähigkeiten und Ressourcen neu. So bezweifelt sie, den Anforderungen hinsichtlich Belastbarkeit und Funktionieren im Wissenschaftsbetrieb noch gewachsen zu sein. Dieser Befund wirft Fragen auf: Kann sie nicht Teilzeit arbeiten? Lassen sich nicht im Labor mithilfe der Digitalisierung die Arbeitsbedingungen für Anastasia anpassen? Und warum kann ihr weder im Lehrbetrieb noch in der Forschungsverwaltung eine neue Position gegeben werden? Nichts von allem scheint realisierbar. Stattdessen wird Anastasia aus dem beruflichen Feld heraus in die soziale Marginalisierung gedrängt. Denn der neoliberale Wissenschaftsbetrieb ist gekennzeichnet von Befristung, Konkurrenz, dem Diktat der Wirtschaftlichkeit, der ökonomischen sowie politischen Verwertbarkeit von Erkenntnissen. Dies lässt wenig Raum für die Inklusion von Menschen mit Behinderungen. Anastasia verfügt noch über genügend Widerstandsressourcen, um nach vorn zu schauen und eine Lösung für das Problem beruflicher Tätigkeit zu finden. Dabei stellt die Sehschädigung einen chronischen Stressor dar, dessen Bedeutsamkeit ist jedoch relativ.

Kulturelles Kapital und Digitalisierung

Anastasias höchster Schulabschluss war das Abitur, die berufliche Laufbahn begann nach dem Hochschulstudium mit einer Stelle als Doktorandin. Sie promovierte 2008, arbeitete im Anschluss befristet in Forschung und Entwicklung an der Universität und in Privatunternehmen. Nach einer medizinischen Rehabilitation 2011 nahm sie im Jahre 2012 eine Woche lang an einer funktionellen Belastungserprobung bzw. einem Reha-Assessment teil. Bei ihren Versuchen mit elektronischen Hilfsmitteln und assistiver Technologie gingen ihr die Augen auf:

Da war ich dann sehr begeistert von der Digitalisierung. Also, dass das überhaupt möglich ist [...]. Dass es eine Vergrößerungssoftware gibt. Und da dacht ich mir, was hab ich für ein Glück, dass ich jetzt sehbehindert werde und nicht 20 Jahre vorher (3:20-23)

Dem Glück im Unglück bzw. dem technologischen Fortschritt sei Dank! Dieser verschmitzte Kommentar zur eigenen Benachteiligung ist in der Tat unter

Menschen mit Sehschädigung recht verbreitet (vgl. Pro Retina 2019: 85). Das Zitat widerspiegelt nicht nur Anastasias Freude über die Erkenntnis, dass es die Mittel zur Teilhabe gibt, sondern gleichsam Entlastung und neue Hoffnung. Anastasia wird wieder lesen und arbeiten können.

Im Anschluss an die Erprobung begann Anastasia eine Umschulung zur wissenschaftlichen Dokumentar- und Informationsspezialistin. Die Empfehlung zu dieser Umschulung erhielt sie von ihrem Sporttrainer, der gleichzeitig bei einem Bildungsträger für Menschen mit Behinderungen tätig war. Die Weiterbildung zur Dokumentarin vermittelte vor allen Dingen digitale Kompetenzen, wurde teilweise im Format der Blockveranstaltung an einer Fachhochschule organisiert, beinhaltete ein Volontariat an einem Forschungszentrum sowie ein Praktikum an einem staatlichen Museum. Dies alles habe Spaß gemacht.

Und dann bin ich 2014 fertig geworden und dann hab ich mich beworben und hab ich mich beworben und beworben und dann ging halt ... Ja, und dann ging halt nie irgendwas. (Anastasia, 4:6-8)

Erst im November 2015 wurde Anastasia auf eine befristete Stelle in der Datenpflege bei einem privaten Unternehmen vermittelt. Hier blieb sie ein volles Jahr. Die diesbezügliche Arbeitserfahrung resümiert sie wie folgt:

[...] das war auf jeden Fall (lacht kurz auf) ... für Sehbehinderte sinnlos. Weil, es war so Klicken und Copy-Paste und so. (Anastasia, 4:22-23)

Der Job unterfordert sie offenbar restlos. Es ist klar, dass sie für die beschriebene Tätigkeit keine zweijährige Umschulung gebraucht hätte. Nach Ablauf eines Jahres und der Befristung bemühte sich Anastasia erneut um eine Weiterbildung. Denn sie wollte nicht ihr weiteres Erwerbsleben mit Tätigkeiten zubringen, die »so stumpfsinnig« sind. Es muss doch für Sehbehinderte Arbeit geben, die aus mehr besteht als »immer am Rechner klick, klick, klick« (Anastasia, 4: 30-31). So ließ sie sich in der kommunalen Beratungsstelle für Blinde und Sehbehinderte sowie bei der Agentur für Arbeit beraten:

Als ich dann wieder Anspruch auf ALG hatte, war ich beim Arbeitsamt und die Idee mit der Verwaltungsfachangestellten kam ganz alleine von der Sachbearbeiterin. Das war eine sehr liebe engagierte Frau, die wirklich fand, dass ich doch noch was Besseres machen könnte als das, und die selber einen sehbehinderten Kollegen hatte und ganz begeistert von dessen Hilfsmitteln und Arbeitsweise war. [...] und wegen öffentlichem Dienst, da hätte

man als Behinderter die besten Chancen. Ich selber habe mit Verwaltungskram eigentlich überhaupt nichts am Hut, aber ich fand die Idee trotzdem gut. (Statement Anastasia, 17.06.2021)

Bedauerlicherweise durfte diese aufgeschlossene Sachbearbeiterin der Agentur für Arbeit nichts entscheiden. Die Zuständigkeit lag (noch) bei der Rentenversicherung, nach deren Meinung Anastasia eine Maßnahme zur Anpassung und Integration durchlaufen sollte, da sie bereits eine Weiterbildung gehabt hatte. So landete sie erneut beim Berufsförderungswerk, wo sie zunächst wieder ein Reha-Assessment durchlief, das ebenfalls eine Maßnahme zur Anpassung und Integration empfahl. Während dieser trainierte Anastasia an den elektronischen Hilfsmitteln und übte mit der Vergrößerungssoftware. Freie Zeit nutzte sie, um sich mit Chemie-Braille vertraut zu machen, wie wir im vergangenen Kapitel schon lesen konnten. Doch auf diese Eigeninitiative erfuhr sie Maßregelung: »Das machen Sie nicht!« (24:23-24). Anastasia fühlte sich selbst und die anderen in ihrem Raum in den Möglichkeiten eingeschränkt. Im Rückblick sagt sie:

Es war ja so: Man kann nur im Büro arbeiten, also kann man nur mit Hilfsmitteln arbeiten, also ist diese Digitalisierung das Nonplusultra. (Anastasia 15:18-20)

Nach Ausgrenzung aus dem Wissenschaftsbetrieb war Anastasia zu einer beruflichen Neuorientierung bereit gewesen. Was sich zwei Jahre lang aufgrund von Inhalt und vertrauter Struktur als vielversprechende Weiterbildung angefühlt hatte, entpuppte sich in seinem Potential für die Erwerbstätigkeit als realitätsfern. So endete Anastasia in einer unterfordernden Tätigkeit im qualifizierten Niedriglohnsektor. Von der zweiten Weiterbildung war sie nur noch mäßig begeistert, und darüber hinaus hatte sich eine gewisse Desillusionierung eingestellt. Denn aufgrund ihrer eigenen Erfahrung wusste sie um die Diskrepanz zwischen den Möglichkeiten der Digitalisierung und den strukturellen Defiziten des Arbeitsmarkts. Während Digitalkompetenzen auf mittlerem Anwenderniveau für eine Verbesserung der sozialen Position nicht ausreichten, verlor das institutionalisierte kulturelle Kapital der Naturwissenschaftlerin an Wert. Aus Anastasias Sicht bedeutet Digitalisierung nicht nur eine Chance auf Teilhabe, sondern verengt gleichzeitig die Perspektiven auf Büroberufe und »klick, klick, klick«.

Anastasia verschickte während der Maßnahme Bewerbungen auf Praktika und Arbeitsstellen und nahm kurz vor ihrem Ende den nächstbesten

Job in der Datenverarbeitung an. Dabei handelte es sich um eine »Trainee-Stelle« und somit »Niedriglohn durch die Hintertür« (Statement Anastasia, 17.06.2021). Der Arbeitsplatz befand sich bei einem Zertifizierungsunternehmen der Hotelbranche. Das Unternehmen wusste zunächst wohl nichts über staatliche Unterstützung bei der Einstellung einer Arbeitslosen mit Sehbehinderung. Das Integrationsmanagement klärte es jedoch auf und entließ Anastasia zurück in die Arbeitswelt. Für den Bildungsträger waren »Defizite« beseitigt und Kriterien für erfolgreiche Anpassung und Integration erfüllt. Trotz dessen dauerte die Behinderung fort. So geriet Anastasia wiederum in einen befristeten Copy-Paste-Job ohne erkennbare Sinnhaftigkeit oder die Chance auf Verstetigung. Erschwerend kam hinzu, dass für sie als Sehbehinderte die technischen Bedingungen nicht stimmten, denn die Ausstattung ihres neuen Arbeitsplatzes mit Hilfsmitteln verzögerte sich. Als sie dann vollzogen wurde, brachte dies kaum nennenswerte Verbesserung. Der Rechner des Unternehmens war für die optimale Ausführung des Vergrößerungsprogrammes nicht leistungsstark genug, sodass Anastasia »am Schluss [...] auf die Bildschirmlupe umgestiegen« ist, die altbewährte Vergrößerungsfunktion des Betriebssystems (Statement Anastasia, 17.06.2021). Unter diesen Voraussetzungen war kein effizientes Arbeiten möglich. Nach drei Monaten wurde Anastasia entlassen.

[Ich habe] die Probezeit nicht bestanden, weil ich zu langsam bin und ich mich nur rentiere, wenn die Rentenversicherung weiterzahlt. (Anastasia, 19:27-29)

Inklusion muss sich auszahlen, könnte dieses Zitat kommentiert werden. Tatsächlich ist an staatlich unterstützter Beschäftigung nicht alles gut. So bleibt der oder die Arbeitnehmende bei doppelter Abhängigkeit von Arbeitgebenden sowie dem Staat im innerbetrieblichen Status äußerst unsicher. Doch Exklusionsmechanismen wirken schon während der Inklusionsmaßnahme:

Ich fand bei dieser ganzen Maßnahme ... Da soll man sich auf Praktika bewerben. Und irgendwie dacht ich mir, [...] vielleicht kommen die sich auch veralbert vor, wenn eine promovierte Chemikerin ein kostenloses Praktikum anbietet. [...] Aber inzwischen lass ich halt im Anschreiben den Doktor weg [...], wenn ich mich so auf einfache Stellen bewerbe. [...] Das Zeugnis lass ich dann auch weg. Also kommt auf die Stelle drauf an. (Anastasia, 18:24-19:4)

Dieses Zitat belegt Statusverlust und verinnerlichte Disziplin. Um eine reale Chance zu bekommen, entscheidet Anastasia, ihre Qualifikationen zu leug-

nen. Denn was nützt konventionelles kulturelles Kapital in Form von Zeugnissen und Titeln, welches sich nicht in ökonomisches umwandeln lässt? Die Erzählung veranschaulicht Absurdität und Erniedrigung im »aktivierenden Sozialstaat«. Die inzwischen über vierzigjährige gestandene Frau und promovierte Chemikerin wird gezwungen, sich für unbezahlte Praktika zu bewerben sowie um Anstellung zu bitten, obgleich sie überqualifiziert ist. In dieser Situation befindet sie allerdings, andere Menschen in deren Intelligenz nicht auch noch beleidigen zu müssen. Auf diese Weise erspart sie der adressierten Person die Auseinandersetzung mit Behinderung und der in unbezahlte Praktika eingeschriebenen sozialen Ungleichheit. Anastasia fügt sich der Disziplinmacht, die ihr Verhalten lenkt. Sie ist sich der Disqualifizierung bewusst, doch gehen ihr allmählich die Optionen aus. Folglich opfert sie ein Stück Identität.

Behindertwerden und Identität

Im Verlauf des Interviews erzählt Anastasia, dass sie in ihren Beschäftigungsverhältnissen einigen Kolleginnen und Kollegen von der Sehschädigung berichtete und dann auch Unterstützung erfuhr. So las ein Kollege ihr regelmäßig in der Kantine den Speiseplan vor und beschrieb die Teller in der Auslage. Während ihrer letzten Maßnahme wechselte Anastasia selbst in eine solche Rolle. Sie half denen, die noch weniger sahen als sie selbst oder die mit dem PC nicht zurechtkamen, zumal Datenverarbeitung nicht unbedingt zu den üblichen Tätigkeiten einer Kosmetikerin oder eines Elektrikers gehörten. Auf meine Frage nach dem Positiven aus dieser Zeit antwortet sie sofort:

Das Menschliche, das Zwischenmenschliche. (betont die Wörter) Mal mit anderen Sehbehinderten zusammen zu sein ... Also, das hat wirklich gutgetan. Nicht wie ich mir den Austausch in der Selbsthilfegruppe vorstelle. Oder wie ich es kenne, wenn einer ... Wenn man damit hadert, dann kann einen das auch runterziehen. Also, das war jetzt so ... (verstellt die Stimme) Okay, die andern sehen auch nicht, was es da jetzt zu essen gibt in der Auslage (lacht). Also, dass ich Maria [blinde Teilnehmerin] noch was vorlesen kann, so als Einäugige unter den Blinden (lacht). (Anastasia, 17:10-19)

Dieses Zitat untermauert die im vergangenen Kapitel herausgearbeitete Erkenntnis, dass der Disziplinarraum durch Solidarität und kollektive Selbstvergewisserung mitstrukturiert wird. Gleichzeitig erweitert die »Einäugige unter den Blinden« ihre ganz individuelle Handlungsmacht. Das Kommunikationsformat Selbsthilfegruppe hingegen scheint ihr wenig geeignet, Stabilität

herzustellen, im Gegenteil. Sie hält es für kontraproduktiv, »wenn man damit [mit einer Krankheit] hadert«. Freilich sprechen die in der Weiterbildung versammelten Sehbehinderten und Blinden viel über Krankheit. Der hauptsächlichste Sinn ihrer Begegnung besteht jedoch in Wissenserwerb und in der Erweiterung der digitalen Fähigkeiten. Das Thema Augenkrankheiten wird durch die Strukturierung der Maßnahme ein wenig entzerrt. Anastasia akzeptiert das Konzept Bildung mehr als das Konzept Selbstreflexion. Selbsthilfegruppe verbindet sie mit Krankheit, die therapiert werden soll, wobei Heilung von der Akzeptanz der Krankheit abhängt. Das bringt uns zurück zum Thema Diagnose. Anastasia »hadert« noch immer mit der Multiplen Sklerose als ihrer angeblichen Grunderkrankung, deren Folge die Sehschädigung sein soll. Die besagte These akzeptiert sie nicht. Mit Sehbehinderung hingegen verhält es sich anders. Interaktion und gedanklicher Austausch mit »anderen Sehbehinderten« (und der blinden Maria) trug dazu bei, Behinderung zu verstehen und in die Selbstkonstruktion zu integrieren.

Anastasia besitzt einen Schwerbehindertenausweis mit zugeordneten 90 Prozent Behinderung. Den braucht sie insbesondere für die kostenlose Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs. Wir beide gingen auch einmal auf eine Demonstration für die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Im Interview wollte ich wissen, wie sie im Alltag mit Menschen ohne Behinderungen über Behinderung sprechen würde:

Wenn ich jemanden kennenlerne, also jetzt nicht, wenn ich Hilfe brauche...
 Wenn ich Hilfe brauche, dann sag ich eher, ich kann nicht gut gucken, nicht gut sehen. [...] Aber wenn ich jemandem von mir erzähle, dann sag ich schon, ich bin sehbehindert. [...] (betont die Wörter) Also, ich find es ja auch schön, eine Behinderung zu haben, die einem nicht jeder gleich ansieht (lachen).
 (Anastasia, 22:29-23:14)

Das klingt nach Pragmatismus. Weil die Sehschädigung für andere nicht sichtbar ist, wird situative Kommunikation mit dem Ziel konkreter Unterstützung mittels einer harmlosen Phrase in Gang gesetzt: *kann nicht gut sehen*. Anastasia kennt Situationen, in denen auf die Benennung »Sehbehinderung« mit Verwunderung reagiert wird. So macht sie es der angesprochenen Person leichter. Zugleich ist sie über die »Unsichtbarkeit« von Sehbehinderung erleichtert. Das Zitat sowie ihre Teilnahme an der Demonstration deuten darauf, dass sie über die herrschenden, stigmatisierenden Vorstellungen von Behinderung genau Bescheid weiß. Es könnte von Nachteil, wenn nicht gar gefährlich sein, wäre die Behinderung für alle sichtbar. Darüber hinaus gibt

das Zitat Aufschluss darüber, welche Bedeutung Anastasia der Sehbeeinträchtigung beimisst. Weiter oben zeigte sie sich erleichtert, erst jetzt und nicht schon vor 20 Jahren augenkrank geworden zu werden. Hier findet sie es »schön«, das Stigma verbergen zu können. Glück gehabt! Ganz im Gegensatz zu denjenigen, die durch Blindenstock oder Rollstuhl als Menschen mit Behinderungen erkennbar und damit abhängiger sind. Allerdings verhält sich Anastasia gegenüber Menschen anders, zu denen sie eine Beziehung herstellen will. In solchen Situationen gibt sie Sehbehinderung als Teil ihrer Identität preis, würdigt das Gegenüber mit einer Erklärung. Als ich nachfrage, was sie denn von Begriffen halte, die alternativ zu »behindert« zirkulieren, wie etwa »herausgefordert« oder »divers«, lacht sie zunächst und meint:

Das ist [...] wie andersfähig oder sowas. Also, das ist wieder so dieser Neusprech. [...] behindert ist diskriminierend, also sagen wir es nicht. (Anastasia, 23:23-25)

Aus ihrer Sicht ändert eine weniger diskriminierende Benennung weder etwas an der eigenen Lebenssituation noch den sozialen Strukturen, die Diskriminierung hervorbringen.

Anastasias Situation ist geprägt von Marginalisierung und Ausgrenzung. Diese setzen jedoch nicht automatisch eine Abwärtsspirale in Gang. Denn Anastasia verfügt über jede Menge Widerstandsressourcen, um einem dauerhaften Ausschluss von gesellschaftlicher Teilhabe und soziale Isolation zu vermeiden. Zur Neubestimmung ihrer Kategorien von Gesundheit, Arbeit und Identität nutzt sie ihr kulturelles Kapital und zieht Stärke aus sozialen Beziehungen. So verweist sie auf Freundinnen und Freunde, die Familie sowie eine landwirtschaftliche Kooperative. Einen Fernseher brauche sie nicht, sagt sie, denn sie lese lieber. Ihre Vorstellung über die gelungene Verbindung von Arbeit und Leben repräsentiert sie mit dem Konzept »autarkes Öko-Dorf«. Das sei sehr viel besser als Büro und Datenverarbeitung. Allerdings räumt sie ein, das passende Kollektiv für ein solches Dorf bislang nicht gefunden zu haben. Ihre Ansprüche an andere seien mit den Jahren eben auch gestiegen. Außerdem befürchtet sie, in der Tätigkeit eingeschränkt zu werden. »Das geht halt nicht, wenn du nicht siehst« (22:9-18) oder wenn die anderen nur unzureichend auf diese Bedingung reagieren. Als ich sie frage, was sie denn ohne die Augenkrankheit gemacht hätte, sagt sie:

Ich denk mal, ich hätte, so wie es alle machen, versucht, in der Forschung zu bleiben... Ich denke aber auch, vielleicht ist das jetzt gar nicht schlecht, dass ich diesen Weg nicht weitergegangen bin [...] Weil ich eher spirituell geworden bin durch die Sehbehinderung, und weil ich die Welt ein bisschen anders betrachte, und den Sinn des Lebens ... Der Sinn des Lebens ist jetzt auch nicht Poly-L-Lysin (lachen). (Anastasia, 21:3-12)

Durch Sehbehinderung spirituell geworden! Früher waren da der Wissenschaftsbetrieb, die Rationalität gegenüber den Objekten, den chemischen Strukturen und deren Funktionen. Indes die Ausgrenzung aus diesem Bereich ermöglichte das Eintauchen in einen völlig neuen. Anastasia bereicherte ihr Leben durch spirituelle Suche und Erfahrung, die im früheren Lebensentwurf nicht vorgesehen waren. In der Retrospektive erscheint selbst die Doktorarbeit nicht mehr so wichtig. Doch trennte sich Anastasia nicht in Gänze von den gelernten Modi der Erkenntnis. Sie wirkten in ihren Suchbewegungen weiter fort. Gleichwohl räumten sie den spirituellen Erkenntniswegen einen Platz ein. Die Synthese zwischen beiden Ansätzen erwies sich als brauchbar für eine Neubewertung von Gesundheit, Arbeit und Identität. Diese umformulierten Kategorien setzte Anastasia in Bezug zueinander und rekonfigurierte ihren Entwurf von einem gelungenen Leben. Die Suche ist noch nicht abgeschlossen. Doch sieht Anastasia nun die Welt und sich selbst mit anderen Augen.

5.1.2 »Versuch es, sei mutig!« – Hannah, die Entwicklungsmanagerin

Gesundheit und Arbeit

Hannah beginnt ihre Erzählung, indem sie ungefähr 14 Jahre zurückgeht. Zu diesem Zeitpunkt lebte sie in einer festen Partnerschaft und arbeitete in einem Mode-Event-Unternehmen. Wie bei Anastasia lenkte ich sie in der offenen Erzählaufforderung auf erste Anzeichen der Sehprobleme:

Also, diese Diagnosestellung, da war ich Ende 20, Anfang 30. Da bin ich ganz normal zum Optiker gegangen, wollte mir eigentlich nur die Brille noch mal nachjustieren lassen. Und die hat halt zu mir gesagt, nein, das kommt mir komisch vor. Sie sehen ja hier nichts, gehen Sie mal bitte zum Augenarzt ... Und dann bin ich zu meiner Augenärztin gegangen, und die hat mich ... (verstellt die Stimme) Gehen Sie mal in die Klinik ... [...] Und hat mir ein paar Adressen gegeben. Eine war in [große Großstadt in Norddeutschland] und

da meine Mutter in der Nähe lebt, bin ich nach [große Großstadt] gefahren. Und völlig blauäugig mit so einem Gedanken, na ja, das wird jetzt hier irgendwas sein, was man lasert und dann ist das wieder gut. Und ich hatte damals auch noch nicht so Effekte, wie ich sie heute habe. Und überhaupt, das war ein sehr schleichender Prozess. Ich hatte wenig Einschränkung. Also ich bin noch Auto gefahren, konnte nicht so richtig weit in die Ferne sehen. Hab ich aber immer auf eine Kurzsichtigkeit, die ich hab, zurückgeführt und hab mir da jetzt deshalb überhaupt keine Gedanken gemacht. [...] Ich wusste nichts über irgendwelche Augenkrankheiten, außer eben, dass auch in meiner Familie ein paar Leute schlecht sehen. Aber so wurde das auch immer genannt. (lacht) Da hat nie jemand über irgendeine Diagnose gesprochen und dass sowas erblich ist. Und dann bin ich in [große Großstadt] gewesen und der [Arzt] hat mir relativ schnell barsch serviert, (spricht schneller) das ist eine Netzhautdystrophie, das ist unheilbar, das wird sich verschlechtern, das kann in Blindheit münden, auf Wiedersehen... (lacht) Da bin ich dann mit meinem damaligen Partner heulend nach Hause gefahren und auch noch nicht so richtig wissend, was das denn wirklich bedeutet. (Hannah, 1:19-2:10)

Es fällt auf, dass Hannah bereits mit dem ersten Satz ihrer Erzählung die »Diagnosestellung« in den Mittelpunkt rückt. Was als routinierter Gang zur Optikerin beginnt, endet mit einem Schock. Ahnungslos (»blauäugig«) und gleichzeitig im Vertrauen auf den technischen Fortschritt (»lasern und wieder gut«) sucht sie eine Fachärztin und einen weiteren Spezialisten auf. In der Erzählung greift sie dem graduellen Prozess vor (»schleichend«). Hannah begründet ihre Naivität beim Klinikbesuch mit Kurzsichtigkeit sowie der Erfahrung, in der Familie noch nie etwas über »irgendwelche Augenkrankheiten« gehört zu haben. Ich interpretiere das als einen latenten Vorwurf an Familie und Verwandtschaft, die durch Vermeidung diesbezüglicher Kommunikation die junge Frau nicht auf die Katastrophe vorbereiteten. Der nächste, allerdings explizite Vorwurf betrifft den Facharzt, der ihr völlig unempathisch seine Diagnose mitteilt: Netzhautdystrophie, unheilbar, Erblindungsrisiko. Die Patientin ist bestürzt und wird zudem im Unklaren darüber gelassen, was diese Diagnose bedeutet. Womöglich gehen ihr Fragen durch den Kopf wie: Woher kommt das? Warum kann das nicht gelasert werden? Warum trifft es mich? Bezeichnend an der Erzählung ist, dass alle drei Augen-Spezialistinnen zu Wort kommen, Hannah selbst jedoch spricht nicht. Im weiteren Verlauf des Interviews wird sie allerdings recht häufig sich selbst sprechen lassen. Wenn sie es an dieser Stelle unterlässt, interpretiere ich das als Ausdruck

erinnerter Ohnmacht. Hannah schildert die Konfrontation mit einem Wissenssystem, dessen Kategorien ihr fremd sind und ihre Lebensperspektiven bedrohen. Sinnbildlich für den situativen Kontrollverlust: hin fährt sie, zurück der Partner, während sie weint.

Hannah setzt an dieser Stelle ihre Erzählung fort, sie habe nach der Diagnosestellung die furchtbare Erkenntnis zunächst »total weggeblockt«; »hab das völlig ausgeblendet oder versucht, total zu ignorieren« (2:11-12). Ihrer Verweigerungshaltung stellt sie das Engagement ihres Ex-Partners gegenüber, der mit Vorkenntnissen aus ein paar Semestern Medizin intensiv nach Informationen über Netzhautdystrophie und mögliche Therapien suchte, wobei er sich da »total hineingesteigert« habe (2:12-14). Derweil begann sie, Alltagsroutinen neu zu bewerten, so das Autofahren. Denn ihre Sehschädigung führte zu Nachtblindheit, weshalb sie zunächst nur noch bei hellem Tageslicht fuhr und bald gänzlich auf das Auto verzichtete; »das war dann auch das erste, was ich so gelassen hab« (2:23). Mit diesem Satz geht sie über in den Bereich Arbeit.

[Ich] hab aber dann im Beruf das überhaupt nicht gesagt. Hab da immer nur die Kollegen gebeten, weil ich da schon so ein bisschen etablierter und eingearbeitet war, wir uns alle gut kannten und mochten, die Dinge vielleicht ein bisschen größer auszudrucken, die Farbschemata zu verändern. Aber auch das war ein schleichender Prozess. Ich hab nie von einem Tag auf den andern irgendwas gehabt, sondern das hat sich langsam entwickelt, jede Saison. Also ich war ja im Messebereich, das war ja immer so in Saisons gedacht. So, und ich hab immer gesagt, könntest du das in der Schrift größer oder könnte das Farbschema vielleicht gelb mit schwarzer Schrift statt (lachend) grün mit blauer Schrift machen oder so. Und das hat auch immer geklappt. Also mein Motto über zehn Jahre, *if you can't make it fake it*, hat perfekt funktioniert. Ja, wirklich kompensiert, bis der Arzt kommt (lacht). Und hab auch mich nicht getraut, das zu sagen. Ich hab das als totale Stigma auch gesehen. (Hannah 2 :23-34)

Hannah misst die Zeit der Krankheit nach der Zeit der Arbeit (jede Saison ein wenig schlechter). Dabei ist der Prozess des Sehverlusts »schleichend«, wie sie zum zweiten Mal sagt. Nur wenige Minuten später wird sie die Formulierung »schleichende Erkrankung« (3:17) bringen. »Schleichend« bezieht sich nicht nur darauf, dass der Prozess langsam, graduell und allmählich vonstattegeht. Er ist relativ geräuschlos und in ihm lauert etwas Unheimliches. Es bleibt ein wenig unklar, warum sie sich dem Team, in dem sich alle »gut kann-

ten und mochten« so lange Zeit nicht offenbart. Zehn Jahre lang! Stattdessen nutzt sie ihre Position (»etabliert«), um Arbeitsvorgänge so auszugestalten, dass sie sie weiter zu kontrollieren vermag. Dafür mobilisiert Hannah Ressourcen des fachlichen Wissens und Könnens sowie der Kommunikationsfähigkeit. Sie täuscht Gesundheit vor, will keinen Zweifel an ihrer Leistungsfähigkeit aufkommen lassen. Faszinierend finde ich, wie sie eine altbekannte und vom Neoliberalismus gepflegte Redewendung an ihre spezifischen Lebensumstände anpasst: »Fake it till you make it« meint eigentlich: Tu so als ob, bis du die imitierten und vorgetäuschten Fähigkeiten wirklich draufhast. Für Hannah liegt die Herausforderung ein bisschen anders. Sie muss nicht Wissen vortäuschen. Vielmehr besteht ihr Ziel darin, eine funktionelle Einschränkung zu verbergen, die die Performanz ihres Wissens und ihrer Fähigkeiten bedroht. Sie versucht nicht, sich Zugang zu einem bestimmten Feld zu verschaffen, sondern die Exklusion aus ihrem Feld zu vermeiden. Von daher lautet ihr Motto: Wenn du es nicht (mehr) kannst, löse es schau-spielerisch. Verändere die Einstellungen am Computer, bringe andere dazu, Dokumente für deine Sehbedürfnisse angepasst auszudrucken, lass dir in der Kommunikation nichts anmerken, und bei Missverständnissen lächle einfach charmant. Denn Mode-Branche und Messewesen sind Bereiche von extrem hoher Konkurrenz, die vom Individuum hohe Leistungen sowie unbegrenzte Verfügbarkeit verlangen. Da ist kein Platz für körperliche Imperfektion. Hannah befürchtet das »totale Stigma«, sollte sie sich outen bzw. sollte ihr Geheimnis entdeckt werden. Daher ein weiteres Durchhaltungemotto: »Kompensieren, bis der Arzt kommt«.

Hannahs Handlungsstrategien stehen zum einen unter dem Einfluss von hegemonialen Bildern über Unternehmenskultur, zum anderen scheint sie das Muster übernommen zu haben, nachdem in der Familie über Krankheiten (nicht) gesprochen wird. Dabei lag eine Disposition doch vor, wie sie wenige Minuten später ausführlich erzählt. Hannah wuchs als Scheidungskind in einer Patchworkfamilie auf. In der Familie ihres Vaters war die erbliche Netzhautdystrophie verbreitet; es betraf ihn selbst, ferner einen Onkel und eine Großtante. Ein lang zurückliegender Autounfall des Vaters war vermutlich auf die Sehschädigung zurückzuführen gewesen: »weil er eben die Krankheit auch hatte, was aber nie jemand wusste beziehungsweise er nie jemandem gesagt hat wirklich« (2:18-20). Ebenso wenig sprach die Mutter über Krankheiten in der Familie. Hannahs Diagnose stand sie zunächst hilflos gegenüber: »Meine Mutter hat ähnlich reagiert wie ich. Die hat das auch lange ignoriert« (13:22-23). In der Retrospektive deutet Hannah das eigene Handeln

als fehlgeleitet und die Kompensationsstrategien als zusätzlich gesundheitsgefährdend. Dennoch scheint sie ein bisschen stolz darauf zu sein, über einen so langen Zeitraum mit den eigenen Ressourcen gewirtschaftet zu haben. Es blieb ihr als Frau wohl nicht viel anderes übrig, denn in dem Unternehmen herrschte das raue Klima männlicher Dominanz. So erzählt Hannah an anderer Stelle:

[...] mein Chef da bei der [Firma], der war ein absoluter Patriarch, Chauvinist. [...] Ich hab mich trotzdem gut mit ihm verstanden. Ich konnte auch mit ihm arbeiten. Aber wenn man da empfindlich war und, oder unter heutigen Me-Too-Gesichtspunkten würde der keine Sekunde bestehen. Da sind sämtliche schlimmen Sprüche gefallen. Da musste man sich schon ein sehr dickes Fell zulegen [...] Aber das war schon klar, [...] dass es für Frauen extrem schwer war, in sowas wie eine Führungsperson zu kommen. (Hannah, 36:29-37:6)

Hannah steckt als Frau offenbar mehr ein, um ihre Position zu halten und gegebenenfalls zu verbessern, als mit Blick auf aktuelle Diskurse um Gewalt gegen Frauen hinnehmbar gewesen wäre.

Ungefähr sieben Jahre nach der Diagnose hatte sie sich für ein Kind entschieden, nicht ohne zu zweifeln:

Oh Gott, wie wird das jetzt mit einem Kind? Wirst du dem jemals vorlesen können? (lacht) [...] Siehst du das, wenn er sich auf dem Spielplatz wehtut? [...] Hab mir da echt Sorgen gemacht auch [...] hab aber immer gedacht, na ein Schritt vor den nächsten und Notfallplan überlegt. (Hannah 3:20-25)

Hannahs Denken und Handeln waren von Pragmatismus, Planung und der Suche nach Sicherheit geprägt. Doch mit der Geburt ihres Sohnes entstanden eine komplexe Verantwortung sowie neue Unsicherheiten. Sie nahm Elternzeit, danach versuchte sie die Rückkehr in die berufliche Tätigkeit:

Als ich dann zurückkam, hat er mir [...] zu verstehen gegeben, dass ich auch nicht mehr dieselbe Person bin. Alleinerziehende Mutter, da kann ich ja gar nichts mehr. Und er wollte mich dann so ein bisschen ausboten, aber ich hab das mit ihm dann ausgesessen und ausgefochten. Hab so ein bisschen gesagt, du musst mir jetzt einen Vertrag gemäß Beschäftigungsverhältnis anbieten oder wir müssen und irgendwie anders einigen. (Hannah 4:17-22)

Deutlich angesprochen sind hier Diskriminierung und Unterdrückung unter Bezug auf Geschlechternormativitäten. Aus Sicht des Chefs ist es so: Entweder steht die Mitarbeiterin im Unternehmen ihren Mann oder sie ist Mutter

und Hausfrau; beides geht nicht. Hannah erzählt, dass es dann zum Bruch kam. Im Ringen um eine für sie geeignete Lösung gab sie die Schwerbehinderung schließlich doch preis, und zwar um ihre rechtliche Position zu stärken. Sie und der Chef einigten sich auf einen Aufhebungsvertrag. Im Nachhinein sei sie »ein bisschen schadenfroh«, denn das Unternehmen musste einige Zeit später Insolvenz anmelden (4:30-32). Sie selbst war damals von »Sorge« und »Panik« sowie der Frage getrieben, »was kann ich denn noch eigentlich?« (5:3-5).

Kulturelles Kapital und Digitalisierung

Nach dem Abitur brauchte Hannah für die berufliche Orientierung einige Zeit. So machte sie einen Test fürs Medizinstudium, interessierte sich für Theaterwissenschaft und letztlich Literaturwissenschaft. Bei Betriebswirtschaftslehre schaute sie kurz in Vorlesungen und Seminare rein, zog eine Weile Jura in Betracht und versuchte es dann mit Journalismus. Von dem Letztgenannten rückte sie wieder ab, weil sie glaubte, das würde nicht ihrem Charakter entsprechen; »ich würd halt Leuten nicht fünfmal dieselbe Frage stellen, um dann endlich die Antwort zu kriegen, die ich will« (38:20-21). Schließlich habe sie festgestellt, Kommunikationswissenschaft, insbesondere die Richtungen Public Relations und Projektmanagement seien genau das Richtige für sie. Zusätzlich erwarb sie eine Qualifikation als Business Development Managerin. Seit Beginn der 2000er war sie berufstätig. Nach der Tätigkeit bei der Mode-Event-Firma war eine neue passende Stelle schwer zu finden. Die Sorgen um die berufliche Zukunft sowie einen guten Lebensstart für ihren Sohn nahmen zu. Von ihrem Partner war sie bereits getrennt, die Beziehung blieb dennoch freundschaftlich und kooperativ. Hannah suchte im Internet nach Beratungsmöglichkeiten für Menschen mit Beeinträchtigungen des Sehens und mit Blindheit und wurde von einer kommunalen Beratungsstelle an das BFW Halle verwiesen. Hier durchlief sie 2015 das erste Mal eine Erprobung mit elektronischen Hilfsmitteln und Software-Lösungen:

Und da sind mir echt die Augen aufgegangen, wie man ... Ja, was für Hilfsmittel man eigentlich nutzen kann. Und dann, was es so gibt, (lachend) Apps und Hilfen auf dem Smartphone und so weiter... Und da hatte ich dann auch diesen Moment, wo ich dachte, ja, (dehnt die Wörter) du hast es dir so schwer gemacht ... (Hannah, 5:16-21)

Kompensation bis zur totalen Erschöpfung wäre nicht nötig gewesen, hätte Hannah ihre Augenerkrankung nicht verleugnet, sondern wäre offensiv

mit ihr umgegangen. Digitalaffin wie sie ist, fiel ihr nun die Aneignung der für sie neuen technischen Lösungen leicht. Damit diversifizierte sie ihren Fähigkeiten-Korpus weiter. Die erste Erprobung mit Hilfsmitteln mündete in einer von der Arbeitsagentur bezahlten Arbeitsplatzausstattung. Ihr Bruder hatte sie in seiner Firma in der Mobilitätstechnologie-Branche eingestellt:

Das war eben ein Start-up. So. Dass man da alles machen muss und auch flexibel sein muss, ähm, wilde Arbeitszeiten hat mitunter. Aber, dadurch, dass ich eben sein absolutes Verständnis hatte von der Situation und dass er eben das Vertrauen hat und das Wissen, dass ich ja was kann und dass man eben das nur anders aufbauen muss und anders organisieren muss, das macht dann auch wieder so ein ganz anderes Selbstvertrauen in so einen Job. Und das, und das mit den Hilfsmitteln hat dann wieder so einen Durchbruch bei mir bewirkt, dass ich gemerkt habe, vieles ist irgendwo noch möglich. Nichtsdestotrotz war es total anstrengend (lacht). (Hannah, 6:1-9)

Dank sozialer Unterstützung bessert sich die Lage. Schulung und Arbeitsplatzausstattung befähigen Hannah für eine neue berufliche Position. Selbst wenn Effizienz und Leistung durch Sehschädigung beeinträchtigt sein mögen, der Bruder vertraut auf die Erfahrung und Kompetenzen der Schwester. Unabhängig von seiner Aufgeklärtheit und dem persönlichen Verantwortungsgefühl bleibt das berufliche Feld von den Gesetzen des Wettbewerbs und damit Hannahs Tätigkeit von »wilden Arbeitszeiten« bestimmt:

Ich hatte dann so einen Schub und die Situation ... (lacht) dass ich dann manchmal auch bei der Arbeit völlig überfordert war mit meinem ganzen Leben und das. (Hannah, 31:24-25)

Berufliche Herausforderungen, Daueraufgaben einer alleinstehenden Mutter sowie fortschreitende Augenkrankheit konstituierten chronische Stressoren. Die Belastung wuchs weiter, nachdem auch dieser Betrieb Insolvenz anmelden musste, Gehälter nicht auszahlte und Hannah erneut arbeitslos wurde. Ein Jahr lang suchte sie vergeblich nach einem geeigneten Job. Irgendwann schien die komplexe Gemengelage an Problemen kaum noch zu bewältigen zu sein. Hannah musste sich nun genau überlegen, wie es mit dem Arbeiten weitergehen sollte. Pragmatisch wandte sich dahin, wo sie schon einmal Unterstützung erfahren hatte – an das Berufsförderungswerk. Nach Beilegung eines Streits zwischen den Versicherungsträgern hinsichtlich der Zuständigkeit kam sie diesmal für eine mehrmonatige Maßnahme an die Einrichtung. Inzwischen hatte Hannah ihre Auffassung von Arbeit modifiziert. Wichtig

war ihr nun eine Work-Life-Balance. In Bezug auf zukünftige Beschäftigung sagt sie:

[...] nicht Vollzeit gerade, weil ich irgendwie denke, das Kind ... Ich will auch ein bisschen für das Kind da sein. Ich denke, 30 Wochenstunden ist realistisch, auch von der Kapazität her. Ich hab das vorher so gemacht, ich hab immer mehr gearbeitet und merke, wenn ich wesentlich mehr arbeite als das, dass es alles doch zu viel wird so. (Hannah, 6:33-7:5)

Hannahs Erwerbsbiographie ist eng verknüpft mit der Erfahrung von übermäßiger Ausbeutung. Als Mutter arbeitete sie zwar auf Teilzeitstellen, leistete dennoch mehr als im Arbeitsvertrag festgelegt; ein typischer Effekt von Teilzeit, erst recht, wenn im Homeoffice gearbeitet wird. Allerdings erklärten eine Reihe der Befragten in den Fokusgruppendifkussionen, zukünftig lieber nur noch maximal 30 Stunde pro Woche arbeiten zu wollen, um auf diese Weise die Gesundheit zu schützen (FG B, D, E).

In ihrer weiteren Suche nach einer beruflichen Zukunft knüpft Hannah unmittelbar an ihre letzte Tätigkeit an. So sagt sie, ihr »Wunschweg« verlaufe über eine Schnittstelle von »Wissenschaft, Forschung, Wirtschaft [und] jungen Start-ups« (6:19-25). Sie wäre gern irgendwo tätig, wo es um die nachhaltige und sozial gerechte Umgestaltung des städtischen Raumes geht. Dafür bringe sie durch Studium, Abschlüsse, Berufserfahrung und vielfältige Interessen das geeignete kulturelle Kapital mit; sie sei »breit aufgestellt«. Und schließlich sagt sie:

Ich liebe jede Form von Biographien und Geschichten. Weil ich das auch total interessant finde, dass eben, auch vor dem Hintergrund dieser Behinderung, viele Leute Probleme haben, zum Beispiel ihre Idee an den Start zu bringen. [...] Da muss man irgendwie einen Weg finden und da hilft mir das. (Hannah, 29:18-30:17)

Ich lese dieses Zitat als Ausdruck der Verhandlung von kulturellem Kapital, Arbeitsethik und Behinderung. Herausforderungen annehmen und den Blick für den Horizont weit offenhalten, auf diese Weise werden Ideen *an den Start* gebracht, *Start-up*. Aus Hannahs Sicht konstituiert die Sehschädigung ein gravierendes, doch gleichzeitig nur ein Problem unter all den vielen, die das Leben bereithält. Gegen die Unsicherheit hilft Lesen. Aus den Erfahrungen anderer Menschen kann gelernt und gegebenenfalls Orientierung, Motivation und strategisches Wissen gewonnen werden. Weiter oben wurde bereits deutlich, dass für Hannah die Sehbeeinträchtigung erklärbar ist. So

besteht für sie keinerlei Zweifel an Diagnose und Erblichkeit. Vertrauen in die Handhabbarkeit des chronischen Stressors im Sinne Antonovskys (1997) verwirklicht sich hingegen in Kompensation, Reflexion und der Erweiterung der eigenen Spielräume. Um Behinderung zu bewältigen, agiert Hannah strategisch. Zu ihren generalisierten Widerstandsressourcen zählen kulturelles Kapital in institutionalisierter Form (z.B. Abschlüsse), in objektivierter Form (z.B. kulturelle Güter, Fähigkeiten, Wissen über kulturelle Bedeutungen) sowie in verinnerlichter Form (Dispositionen des Habitus; vgl. Bourdieu 1983: 185). Wissen und Anwendung von assistiver Technologie werden mühelos und aus Überzeugung in die eigenen Widerstandsressourcen integriert. Äußerst aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist, wie Hannah nochmals die Suche ihres Ex-Partners nach medizinischen Lösungen anspricht und dabei erwähnt, dass sogar ihre Mutter mittlerweile mit ihr über die Krankheit und mögliche Therapien spreche. Hannah kommentiert das so:

[Es] hilft mir jetzt nicht, auf irgendeine Therapie zu hoffen, von der ich nicht weiß, ob ich sie je bezahlen kann oder ob sie überhaupt je entwickelt oder zugelassen wird. Ich sag das meinem Ex-Partner nicht so, weil, wir sind immer noch total eng befreundet, und er glaubt daran und es hilft ihm total und dann soll's ihm auch helfen. Und wenn's meiner Mutter hilft, ist auch gut. Aber ich glaube eher, dass es ophthalmologische Lösungen geben wird, OrCam-Brillen besser werden und so. (Hannah, 12:32-13:8)

Während der Ex-Partner und die Mutter den Glauben an Heilung zu teilen scheinen, bleibt Hannah weiter skeptisch: Wenn überhaupt, lässt sich die Sehschädigung nur technisch kompensieren. Die erwähnte OrCam-Brille stellt ein innovatives und momentan noch sehr teures Hilfsmittel für Blinde und Sehbehinderte dar, das vor wenigen Jahren auf den Markt gebracht wurde. Die tragbare softwarebasierte Vorlesehilfe funktioniert über eine an einer Brille befestigte Minikamera und einen integrierten Lautsprecher. Das Programm erkennt Texte, Bilder, Schilder und gegebenenfalls Personen und wandelt diese Informationen für die auditive Wahrnehmung um. Es kann unterwegs, beim Einkaufen und im Wohnumfeld eingesetzt werden. Hannah begrüßt diese Entwicklung. Weder wartet sie auf experimentelle Operationen noch eine sozialgerechtere Gesundheitsversorgung. Ihr Vertrauen gilt der Digitalisierung, denn das sei »viel pragmatischer« (Hannah, 13:10). In dem Zitat oben steckt ferner ein wichtiger Hinweis auf Kategorien wie soziale Unterstützung und kulturelle Stabilität. Ex-Partner und Mutter wollen Hannah helfen, jedoch im Grunde genommen unterstützt Hannah sie, und zwar durch

vorgetäushtes Interesse an Informationen über medizinische Heilverfahren. Hannah erleichtert ihnen den Umgang mit Behinderung. Das kann sie jedoch nur, weil sie selbst kulturell stabil ist.

Behindertwerden und Identität

Über die Zeit lernte Hannah einen reflexiven Umgang mit Behinderung. Um beispielsweise Nachbarinnen oder andere Eltern auf dem Spielplatz durch Nicht-Grüßen nicht zu verprellen, arbeitete sie an ihren Techniken zur Personenerkennung. So prägte sie sich Stimmen, Gang und Körperhaltung sowie Gewohnheiten der anderen in bestimmten räumlichen und zeitlichen Kontexten ein. Einigen Nachbarinnen im Haus teilte sie sich hingegen offen mit und erklärte ihre Sehbehinderung. Sie erzählt ferner von weiteren Herausforderungen im Alltag und im Urlaub sowie von Hilfsangeboten durch andere Personen, vor allen Dingen ihres Bruders und ihres Mitbewohners. Die Bewältigung von Stressoren sowie die erhaltene Unterstützung wirkten stabilisierend. Darüber hinaus trug ihr Sohn zur Bewältigung von Behinderung bei. Er sei in diese besondere Situation »hineingewachsen«. Selbst wenn es immer wieder durch Hannahs Sehbeeinträchtigung zu kritischen Situationen komme, seien für den Jungen die Verhaltensweisen der Mutter »ganz normal« (15:22-23). Wie selbstverständlich helfe er inzwischen bei einigen Alltagsaufgaben wie Einkaufen oder gemeinsamen Fahrtwegen. Hingegen würden Missverständnisse mit anderen Personen weiterhin auftreten, vor allen Dingen, weil Hannah die Sehschädigung nicht ohne Weiteres anzusehen sei:

Aber es ist ganz witzig, es gibt ganz wenig Leute, die das sofort merken. Ich hab einmal, da war ich in so einem Surfer-Camp in Portugal, da kam eine Schweizerin auf mich zu und sagt, (imitiert Schweizerdeutsch) was ist mit dir? Wo guckst du gerade hin? Ich sag, das ist ja interessant, dass du das siehst. Das ist ja wirklich sehr, sehr selten. (imitiert Schweizerdeutsch) Ja, ich arbeite mit behinderten Menschen (20:3-8)

Der Blick der Expertin wirkt hier entlastend. Surfen ist im Übrigen nicht die einzige sportliche Aktivität, der Hannah nachgeht. Sie joggt auch regelmäßig, wenngleich stets dieselbe vertraute Strecke. Nach einer ausführlichen Schilderung ihrer visuellen Wahrnehmung mit einer Sehschärfe von »hier fünf und da 18 [Prozent]« (18:9-10) lacht sie plötzlich und meint, sie erkenne nicht mehr, ob jemand Falten oder Pickel habe. Für sie folgt daraus: »Für mich sind die Menschen einfach viel schöner« (16:25).

Humor und positive Umdeutung der Sehbeeinträchtigung bestimmen Hannahs Erzählung, selbst dann, wenn es um negative Erfahrungen bei der Arbeitssuche geht. Dabei verschweigt sie bei Bewerbungen die Sehbehinderung nicht:

Ich versuch das immer [...] so mit einzubauen so unter ferner liefen. Also, einmal zum Beispiel ging's darum, dass ... Da sind ja jetzt manche Arbeitgeber so, (stellt die Stimme) wir sind ganz flexibel und man kann auch von zuhause arbeiten und man kann auch immer so von Tisch zu Tisch rücken oder in der Küche sitzen, das ist so ganz toll bei uns, man hat keinen festen Arbeitsplatz ... (lacht). Und dann hab ich gesagt, ja finde ich auch im Grundsatz toll, aber ich komme mit einer ziemlich krassen Ausrüstung und die würde ich schon an einem Platz festmachen und dann auch nicht mehr umziehen. Ob das ein Problem wäre. Und so hab ich das versucht. Ich versuch das auch immer mit Humor, so ein bisschen lustig [...] um den Leuten so ein bisschen diese Berührungsängste zu nehmen. (Hannah, 9:23-10:5)

Immer wieder erzählt Hannah ihre Erfahrung in geschlossenen Beleggeschichten mit Einleitung, Situationsbeschreibung und Resümee. Dieser Modus der Repräsentation entspricht den spezifischen Kompetenzen der Geisteswissenschaftlerin und verweist gleichzeitig auf Identitätsarbeit. Was den Inhalt betrifft, so setze ich die Passage in Bezug zu Hannahs Bemerkungen über Ex-Partner und Mutter, denen sie den Umgang mit Behinderung erleichtert. In dieser Szene finden wir ein ähnliches Verhalten, sodass ein Muster erkennbar wird. Statt die nicht-behinderten Personen zu konfrontieren, bietet ihnen das von Behinderung betroffene Individuum einen entlastenden Umgang mit diesem unbehaglichen Thema. Bereits Anastasia tendierte dazu, anderen die Konfrontation zu ersparen und stattdessen ihnen Behinderung einfach zu machen. Für mich deutet dieses Muster auf eine Schiefelage im gesellschaftlichen Diskurs über Behinderung. Gleichzeitig liefert es ein Beispiel für die Intersektionalität von sozialen Machtverhältnissen entlang der Differenzkategorien Behinderung und Geschlecht. Denn die besagten Handlungen zeigen eine Parallele zur Praxis berufstätiger Frauen, die unter ständigem Legitimationsdruck stehend mehr und härter als Männer arbeiten, während sie gleichzeitig bemüht sind, nicht als Bedrohung zu erscheinen. Darüber hinaus weist Hannah auf einen Widerspruch im Selbstverständnis von Start-up-Unternehmen. Diese tun so, als wären sie »flexibel«, fallen jedoch durch systemimmanente Inflexibilität auf. Hannahs Affirmation zu Digitalisierung und der Unternehmensform Start-up

kollidieren mit der ausgrenzenden Arbeitsorganisation im realen digitalen Kapitalismus. Damit muss sie sich auseinandersetzen. So erzählt sie kurz danach gleich noch die folgende Episode:

Es ist witzig, wenn man sich in Startups bewirbt. Einmal, das Interview war über Skype. Hatte die [Mitarbeiterin der Firma] mir im Vorfeld so einen Bewerbungstest geschickt. [...] Den müssen alle Bewerber machen, ansonsten fällt man aus der Bewerbung. Hab ich gesagt, ja gut, guck ich mir an. Und das war dann so ein Test mit so, ja wie etwas größere QR-Codes sah das aus, die immer so unterschiedliche Muster hatten, und man musste dann zuordnen. So, von der Logik her war mir das völlig klar, was das für ein Test ist, aber ich konnte es einfach nicht sehen. [...] Dann hab ich der geschrieben, ich glaube, das wird nichts, ob sie irgendeine andere Möglichkeit hätte [...] Und da sagte sie, ja, ich soll's einfach mal machen. (lachend) Und dann kriegte ich halt so eine automatische *response* ... Sie sind leider durchgefallen, tschüss. [...] und da hab ich gesagt, ich fände das ein bisschen daneben. Und da meinte sie auch, ja, es täte ihr leid, ob sie mir das ausdrucken sollte. Ich sag, nee, das wär eigentlich noch schlimmer. Und dann hat sie gesagt, jeder müsste diesen Test machen und sie wüsste nicht, wie das anders geht. Und da hab ich gesagt, naja, aber wenn ich jetzt im Rollstuhl wäre, würden Sie doch auch nicht von mir verlangen, dass ich eine Sprossenwand hochklettere. [...] War eigentlich auch nicht so der Traumjob. Aber da hab ich dann gemerkt, okay, wenn es da schon so kompliziert wird, dann macht das da wahrscheinlich keinen Sinn. (Hannah, 10:6-11:10)

Endlich wehrt sich Hannah gegen die Ausgrenzung. In ihrem Widerspruch betont sie die Körperlichkeit von Behinderung. Hannah hat wohl den Eindruck, für die Mitarbeiterin sei Sehbehinderung ein unbekanntes oder nebulöses Phänomen. Und wo tritt Körperlichkeit von Behinderung deutlicher zutage als in der Figur des oder der Rollstuhlfahrenden? Desgleichen fungiert die Sprossenwand selbst als Metapher, in zweifacher Hinsicht. Zum einen steht sie mit dem Nach-oben-greifen für das Streben nach Positionsverbesserung. Zum anderen soll die nicht-behinderte Person gefälligst das Problem »be-greifen«. Diese jedoch wird sich der Botschaft eher verweigern und denken, dass sich eine Person im Rollstuhl sicher nicht auf eine Stelle bewerben würde, bei der es aufs Laufen ankäme – womit wir bei Vorurteilsstrukturen wären. Nun geht es hier jedoch um ein Start-up. Somit könnte angenommen werden, dass wenn schon kein Wissen über assistive Technologien vorhanden sein sollte, die IT-versierten Mitarbeitenden zumindest Vorstellungen

über die mögliche Existenz solcher Mittel hätten. Im Zweifel könnten sie eine Blitzrecherche im Internet starten. Die Verständigung scheitert allerdings bereits in dem Moment, wo das Unternehmen auf der Erfüllung seiner Anforderungen und dem Standardtest besteht; als gäbe es keine anderen Möglichkeiten für einen Intelligenztest. Hannah empört dieser Vorfall, denn sie verlangt nicht mehr als eine faire Behandlung. Doch aus Ignoranz, Vorurteilen sowie mangelnder Flexibilität verstellen ihr die nicht-behinderten Subjekte den Zugang zu ihrem exklusiven Feld. Hannah lässt das nicht auf sich sitzen, strebt diskursiv nach Rückgewinnung ihrer Handlungsmacht, indem sie sich beschwert und später die erlebte Erniedrigung positiv umdeutet. Es war sowieso »nicht der Traumjob«.

Relativ früh im Interview gibt Hannah eine Erklärung über den offensiven Umgang mit Behinderung.

Bei manchen Sachen denk ich, mit den richtigen Hilfsmitteln kann man genau dieselbe Leistung bringen und seinen Gehirnschmalz reinbringen und sehe da eigentlich keine Probleme inhaltlich. [...] Aber ich denke, da gibt's noch wahnsinnig viele Vorbehalte, die ich teilweise verstehen kann, aber [...] wo es mir Freude machen würde, die zu widerlegen. (lacht) Versuch's doch einfach mal, sei mutig! (Hannah, 7:6-11)

Hannah verweist auf Defizite in der Gesellschaft und spricht die Notwendigkeit von Veränderungen an. Ihre Aussage lese ich zunächst als eine freundliche Einladung an Arbeitgebende, sich neuen Herausforderungen zu stellen. Hannah zeigt Verhandlungsbereitschaft und betont gleichzeitig den Wert ihrer Arbeitskraft, ihre eigene Fachkompetenz und Leistungsfähigkeit. Dies ist ihre Art, eine Position im sozialen Feld zu beanspruchen. Neben Behinderung scheint es mir in diesem Zitat um geschlechterspezifische Ausgrenzung zu gehen. Bereits vor dem Interview im Rahmen einer Gruppendiskussion äußerte Hannah, sie zähle zu »drei Randgruppen [...] schwerbehindert, Frau und alleinerziehende Mutter« (FG B, 33:6-7). Im Interview schilderte sie wiederholt Situationen, in denen sie von anderen an der vollen Entfaltung ihres Potentials gehindert wurde. Sie selbst fürchtete sich jahrelang vor Stigmatisierung und davor, dass ihr als Person mit Behinderung die Leistungsfähigkeit abgesprochen werden könnte. »Beide Konstrukte«, Geschlecht und Behinderung, »werden über Leistungsfähigkeit hergestellt bzw. daran geknüpft« (Langner 2009: 246). Leistungsdenken stellte ein wichtiges Element in Hannahs Lebensentwurf dar. Doch sie begann, ihre Kategorien von Arbeit, Gesundheit und Identität zu modifizieren und den Lebensentwurf zu rekonfigurieren. So

sagte sie fast am Ende des Interviews, ihr sei entgegen früheren Plänen mittlerweile bewusst geworden, keine Karriere mehr machen zu können, weil sie ständig auf Barrieren treffen würde. Was sie daher aus ihrem Nachdenken über Behinderung auch gelernt habe, sei »Mut zum Scheitern« (39:26). Für die Rekonfiguration ihres Lebensentwurfs brachte Hannah jede Menge Widerstandsressourcen mit. Eine ganz besonders wirksame unter diesen stellte das Handlungsmuster dar, strukturelle Probleme auf ihre Verhandelbarkeit zu überprüfen. Dadurch erweiterte Hannah ihren Möglichkeitsraum innerhalb des Systems. Vor diesem Hintergrund interpretiere ich »Sei mutig!« nicht nur in Bezug auf Behinderung, sondern als Appell an jede andere ausgegrenzte Frau und alleinerziehende Mutter.

5.1.3 »Uns weder abschreiben noch zwingen« – Jene N., die Apothekerin

Gesundheit und Arbeit

Jene N.¹ studierte in Bagdad Pharmakologie. Ihre Mutter ist Deutsche, ihr Vater arabisch-irakischer Herkunft. Sie wuchs zeitweilig in Großbritannien und Deutschland auf. In den 1990er Jahren lebte sie in Bagdad unter dem Regime von Saddam Hussein. Jene N. erlebte den Krieg der USA und ihrer Verbündeten infolge der irakischen Annexion von Kuwait (1990/1991) sowie die dramatischen wirtschaftlichen und sozialen Folgen des internationalen Embargos gegen den Irak (vgl. Kreuzer/Schmidinger 2004). Ihr Abschluss wurde nach der Rückkehr nach Deutschland nicht anerkannt. Sie musste Kurse besuchen und erneut Prüfungen ablegen, um die deutsche Approbation als Apothekerin zu bekommen. Aus den ersten Sätzen ihrer Erzählung lässt sich schließen, dass sich Veränderungen des Sehens zu Beginn ihrer beruflichen Laufbahn bemerkbar machten.

Also, erst einmal ist mir schon seit längerer Zeit aufgefallen, dass ich mit meiner Brille nicht ganz so gut gucken kann wie andere mit einer Brille. [...] Damals dachte ich noch, mein guter alter Optiker kriegt's halt nicht besser hin. Und dann hab ich das Problem gelöst, indem ich näher an den Bildschirm gegangen bin [...] Das war schon eigentlich, sagen wir mal, 2001, oder 2002 war das. Da war ich noch Meilen entfernt von dem Wissen, dass ich

1 Teile dieses Abschnitts wurden bereits anderweitig veröffentlicht (Fischer-Tahir/Langer 2021).

überhaupt eine Diagnose habe. So. Dann, wenn ich mich zurückerinnere, damals in der Apotheke haben mich Kollegen gefragt, Jene N., hast du was an den Augen? Nein. Warum? Weil du die [Medikamenten-] Packung so nah an die Augen nimmst. [...] Damals dachte ich, (hebt die Stimme) was wollen die denn alle von mir? Und ich meine, es ist ja ein schleichender Prozess, dass man eine Sache immer, immer näher an die Nase heranzieht. Und damals war mir wirklich null bewusst, dass ich ein Problem habe. (Jene N., 1:29-2:15)

Chronik einer angekündigten Sehbehinderung: Zunächst sind nur die Zeichen da, ihre Bedeutung liegt noch im Dunkeln. Auf Fragen der Kolleginnen reagiert Jene N. gereizt. Aus ihrer Sicht war doch nur die vermeintliche Inkompetenz des Optikers wettzumachen. Dabei befindet sie sich bereits mittendrin in einem Prozess, in welchem sie – teils bewusst, teils unbewusst – schwindende Sehfähigkeit durch die Bewegungen des Körpers kompensiert. Über die Tragweite dessen, was sich da ankündigt, ist sie sich nicht bewusst. Wie auch? In der Retrospektive rechtfertigt Jene N. diesen Mangel an Aufmerksamkeit für den eigenen Körper damit, dass die Veränderungen sich doch nur ganz allmählich vollzogen hätten, »schleichend«. Ähnlich wie Hannah deutet sie die Krankheit so, als würde in ihr etwas Unheimliches lauern. Sie wird dieses sprachliche Bild noch zweimal wiederholen.

Erst sehr spät im Jahre 2009 riet ihr derselbe Optiker zu genauerer augenärztlicher Abklärung. Der konsultierte Augenarzt überwies sie prompt an eine Klinik. Deren Augenabteilung schickte sie weiter zu einem Spezialisten für Netzhauterkrankungen an einer renommierten Klinik. Im Interview kommentiert Jene N. diesen aus ihrer Sicht Umweg empört mit: »Warum nicht gleich das richtige Krankenhaus?« (3:3). Sie hat das Gefühl, Zeit verloren zu haben. Was allerdings beim Spezialisten genau geschah, bezeichnet sie nur kurz als »eine ganz schreckliche Untersuchung« (3:13). Im Ergebnis:

Und da kam eben zu meinem Schock die Diagnose. Womit ich überhaupt nicht gerechnet habe. Ja, es ist eine Netzhautveränderung, und darum kann ich nicht gut lesen. [...] Therapie? Es gibt keine Therapie. Und das war für mich ... Damals war ich 34, also das wird jetzt ziemlich genau im Juni vor zehn Jahren, dass ich die Diagnose bekam. Damals haben sie [die Kolleginnen] mich gefragt, was war. Nee, alles okay, alles okay. Da ich persönlich die Diagnose eigentlich bis heute ablehne und in der Anfangsphase noch mehr, hab ich natürlich nicht darüber gesprochen. [...] Und so lange es geht, da geht es eben nichts zu sagen. (Jene N., 3:14-3:25)

Jene N.s Erzählung verweist auf teilweise einander überlappende Phasen von Schock, Verleugnung und Verdrängung, Emotionen wie Wut und Angst sowie aktives Handeln (vgl. Kübler-Ross 1969). Der Fachmann diagnostizierte »Makuladystrophie«, wie Jene N. später auf Nachfrage präzisiert (27:27). Dabei handelt es sich um eine Netzhauterkrankung, die das Zentrum des schärfsten Sehens angreift. Veränderungen des Sehvermögens wirken anfänglich unscheinbar, nehmen dann zu und führen zu extremer Visusminimierung, Blendungsempfindlichkeit und Störungen in der Farbwahrnehmung. Die Medizin nimmt an, die Krankheit sei erblich.² Jene N. geht einem Gesundheitsberuf nach. Dass sie eine unheilbare Krankheit haben soll, die ihr die Sehfähigkeit rauben wird, kann sie nicht begreifen. Von Augenerkrankungen in Familie und Verwandtschaft (mütterlicherseits oder väterlicherseits) weiß sie nichts Genaues, wie sie später erklärt. Daher glaubt sie wohl, ihr werde etwas angehaftet, und dagegen wehrt sie sich. Warum sie sich den Kolleginnen nicht mitteilt, ist an dieser Stelle noch unklar. Ist ihr Handeln Teil der Verdrängungsstrategie? Befürchtet sie, das Objekt von Mitleid zu werden? Treibt sie die Angst um, die Diagnose könnte ihre momentane Beschäftigung gefährden?

Der Besuch beim Spezialisten brachte den Effekt, dass Jene N. nun in vollem Bewusstsein die Beeinträchtigung des Sehens zu kompensieren versuchte. Die Kolleginnen ließ sie weiterhin im Unklaren über ihre gesundheitliche Situation. An einer Stelle beschreibt sie ihr diesbezügliches Verhalten mit »sich verstecken und lügen« (4:4). Jedoch mit der Zeit registrierten die anderen, dass Jene N. verstärkt den Körper einsetzte, um Arbeitsaufgaben zu erfüllen (»wie ich fast in den Bildschirm krieche«, 5:28). In den folgenden Jahren wechselte sie dreimal die Apotheke, jedes Mal auf der Suche nach besseren Arbeitsbedingungen. Mittlerweile wurde ihr bewusst, durch ihr Verhalten die Gesundheit anderer Menschen zu gefährden. Dieser Gefahr wirkte sie entgegen: »Ich bin mir meiner Sache bewusst. Ich guck auf ein Rezept dreimal und auf ein Produkt auch, bevor ich es abgebe« (6:2). Sie erzählt ferner, dass sie das Gespräch mit den Vorgesetzten in der Apotheke, in der sie befristet arbeitete, suchte, bricht diesen Gedankengang jedoch ab und erklärt:

[...] in der Phase, wo mir meine Augen echt anfangen, Probleme zu machen ...
Da war ich in einer stark rezeptorientierten Apotheke. Das heißt, es war sehr

2 <https://www.pro-retina.de/netzhauterkrankungen/morbus-best/krankheitsbild/ausfuhrliches-krankheitsbild> (Letzter Zugriff 20.05.2020).

viel mit Gucken und Eintippen. [...] Und wenn die Druckerpatrone halb alle war, und es ist nicht mehr schwarz auf rosa, sondern eher grau auf rosa. Irgendwann dachte ich, jetzt such ich das Gespräch, weil Rezeptkontrolle konnte ich nicht mehr machen. Die Rezepte haben eine Nummer, die klitzeklein oben ist. [...] Das kann ich nicht sehen. Ich kann das Rezept gar nicht eingeben, um zu gucken, ob die Kollegin das richtig abgegeben hat. Das macht man in einer Apotheke, in einer guten Apotheke. Das konnte ich nicht mehr machen. So. (Jene N., 4:28-5:9)

Bis zum Gespräch mit den Vorgesetzten dauerte es wohl noch eine Weile. Und auch im Interview nimmt Jene N. insgesamt fünf Anläufe, kündigt das Gespräch an, greift vor, springt in der Zeit zurück, bewertet das Gespräch mehrmals, bevor sie es überhaupt schildert. Nachdem sie es endlich erzählt hat, kommt sie im weiteren Verlauf des Interviews immer wieder darauf zurück. Es war schon der Sommer im Jahre 2015, als Jene N. endlich die Filialleiterin über ihre Augenkrankheit informierte. In der Rekonstruktion lässt sie zunächst diese Vorgesetzte sprechen:

[...] uns allen ist bei dir was aufgefallen. Nur traute sich niemand, dich anzusprechen [...] Und der Chef, der hat sie wohl dreimal drauf angesprochen, sie soll mit mir sprechen. Und es ist ihm negativ aufgefallen. Ja, so war das. Und da dachte ich, was ist daran negativ? Vielleicht hat er es so verstanden, dass man ihn hinters Licht führt und irgendwie so... Und ich meine, ich trage ja das Leid. Also, ich wurde wohl auffällig. Und dann [...] hab ich es den Kollegen gesagt (Jene N., 5: 18-23)

Was hier tatsächlich *auffällt*, sind die Wendungen »was aufgefallen«, »negativ aufgefallen«, »wurde auffällig«. An vier weiteren Stellen wird Jene N. ihr Verhalten »auffällig« nennen und an sieben weiteren mit »auffallen/aufgefallen« umschreiben. Das Wort auffällig kann sich auf diverse Objekte negativ oder positiv beziehen. Jene N. gebraucht es in negativer Konnotation als Abweichung von einer Norm mit Handlungsbedarf, ähnlich wie bei zu niedrigen bzw. zu hohen Blutwerten oder im Verhalten von Schülerinnen, die nicht den Normen des Erziehungssystems genügen. Ihren Chef lässt sie indirekt zitieren mit »negativ aufgefallen« und setzt dieser Verurteilung entgegen, sie »trage ja das Leid« – von dem allerdings niemand auf der Arbeit Genaueres wissen konnte. Durch den Versuch, die Sehschädigung zu verstecken, hat sie sich in den Augen der Nicht-Behinderten kompromittiert (vgl. Goffman 2018). Jene N. erhielt keinen neuen Arbeitsvertrag, sondern die Apo-

theke trennte sich nach Auslaufen der Befristung von ihr. Es kam jedoch noch zu einem Abschlussgespräch, in dem der Chef ihr den Unterschied zwischen einer Angestellten, die mal Fehler macht und einer Person mit Sehbehinderung verdeutlichte. Sollte der Letztgenannten ein Fehler unterlaufen, könne er nicht ...

[...] von einer Fahrlässigkeit ausgehen. Und da meinte ich so, also war's ein Fehler, überhaupt gesprochen zu haben? Da meinte er, nein, aufgefallen sind sie sowieso. Wie gesagt, diese Erfahrung hat mir letztendlich gezeigt, solange ich nichts gesagt habe... Dann war es halt eine nicht perfekte Brille, die ich trage. Es war richtig, nichts zu sagen. Weil als ich die Wahrheit gebeichtet habe, wollte mich dann auch niemand mehr. (Jene N., 6:9-14)

Sie habe »gebeichtet«, nachdem sie »auffällig« geworden sei. Fraglich bleibt, was genau zugegeben bzw. offenbart werden sollte, ein Fehlverhalten oder eine Krankheit? Ich komme später darauf zurück. Denn hier stellt sich unter Bezug auf die UN-Behindertenrechtskonvention die Frage, ob es nicht möglich sei, den Arbeitsplatz durch Anpassung mit Bildschirmlesegerät und Vergrößerungssoftware zu erhalten. Allerdings sieht sich der Arbeitgeber aufgrund des befristeten Vertrages gar nicht erst in der Verantwortung. Jene N. wiederum stellt der erlebten Ausgrenzung ihre Arbeitsleistung gegenüber. So lässt sie in der weiteren Rekonstruktion die Filialleiterin und den Chef bezeugen, sie habe »erstaunlicherweise keine Fehler gemacht« – im Gegensatz zu anderen Kolleginnen. Die Erzählerin resümiert: »Da kann ich echt stolz darauf sein, dass mir keine Fehler passiert sind« (5:33-34). Später kommt sie darauf zurück und sagt: »Ich hatte gute Leistungen« (15:24). Wie schon Hannah beansprucht Jene N. mit Verweis auf Leistungsfähigkeit eine angemessene Position im sozialen Feld. Aus strukturellen Gründen läuft dieser Anspruch ins Leere.

Dass die Sehbeeinträchtigung versteckt wird, um Exklusion zu vermeiden, widerspiegelt gravierende Gerechtigkeitsprobleme in dieser Gesellschaft. Als Migrantin erlebte Jene N. bereits die Herabsetzung ihrer Bildungsleistung. Wenn sie vorzog, die Sehprobleme zu verschweigen, dann vermutlich auch in der Angst, schon als Frau mit transnationaler Migrationserfahrung in den beruflichen Möglichkeiten benachteiligt zu werden. Gleichwohl erzeugte ihr Verhalten ein Risiko für Kundinnen und Patientinnen. Diesen Umstand schien sie jedoch ein bisschen zu verdrängen. In ihrem Leben machte sie extreme Erfahrungen von Unsicherheit und Ungerechtigkeit. Es scheint sich ein Deutungsmuster herausgebildet zu

haben, nach dem Probleme vornehmlich durch eine äußere Macht oktroyiert werden. Denn Jene N. interpretiert die Krise als Folge fremder Handlungen: der Optiker, der ihr keine vernünftige Brille anbot; der Netzhautspezialist, der sie mit einer von ihr angezweifelten Diagnose abfertigte; der Chef, der Sehfähigkeit über fachliche Kompetenz stellte. Dieses Muster spricht nicht gerade für das Vorliegen von kultureller Stabilität. Erschwerend für den Umgang mit der Sehbeeinträchtigung kam hinzu, dass sich Jene N. kaum auf soziale Unterstützung verlassen konnte. Im Gegenteil war sie selber stark gefordert, ihre Unterstützungsleistung gefragt. Denn ihre Mutter erlitt einen Schlaganfall und wurde pflegebedürftig; der Vater war bereits verstorben. Anders als ihr Bruder, der eine eigene Familie gegründet hatte, war Jene N. Single geblieben und übernahm sofort die Verantwortung für die Mutter, hat sie »intensiv gepflegt« (7:3). Noch während ihrer letzten Beschäftigung war Jene N. einer Doppelbelastung durch einerseits Lohnarbeit und ständige Dienstbereitschaft und andererseits häusliche Pflege ausgesetzt: »Es ist nämlich ein bisschen hart zu arbeiten und zu pflegen, auch wenn es nur 30 Stunden [Teilzeit] waren« (7:4-5). Nun ist es an der Zeit, dass Jene N. nach Unterstützung für sich selbst sucht.

Kulturelles Kapital und Digitalisierung

Jene N. erarbeitete sich einiges kulturelles Kapital. Sie erreichte einen Hochschulabschluss und die Approbation als Apothekerin. Sie sprach Deutsch, Arabisch sowie Englisch und verfügte als Kind aus einer multi-ethnischen Mittelschichtsfamilie (Mutter Buchhalterin, Vater Ingenieur) über verinnerlichtes kulturelles Kapital. Ihr Beruf war ihr äußerst wichtig. Weiter oben schon hieß es »in einer guten Apotheke« würden die Arbeitsvorgänge so und so gehandhabt werden. An anderer Stelle erzählt sie:

In Apotheken bleibt man nie lange auf einer Stelle. Das heißt, die Apotheke, wo ich es entdeckt habe, war mir zu langweilig. Da hab ich die Chefin mit einem Streit provoziert, mich zu kündigen. [...] In einer anderen, da war ich frech. Da wurde nicht korrekt gearbeitet. Da dachte ich, du verlierst die Approbation. (Jene N., 15:1-9)

Offenbar ist Jene N. nicht schüchtern, sondern im Gegenteil recht temperamentvoll. Für die Qualität der beruflichen Tätigkeit formuliert sie Ausschlusskriterien. Weder darf sie »zu langweilig« sein, noch soll es »nicht korrekt« zugehen. In dem einen Fall fühlt sich Jene N. unterfordert, in dem anderen erkennt sie sowohl eine Verletzung der beruflichen Ehre als auch die Gefahr,

ihre eigene hart erkämpfte Position im sozialen Feld zu verlieren. An anderer Stelle beschreibt sie ihre bevorzugten Arbeitsweisen. Ihre Stärke liegt wohl in der Kundenberatung, denn da stehen Kommunikationsfähigkeit und Fachwissen im Vordergrund. Sie beobachtet allerdings einen Wandel in der Branche. So würden mittlerweile das Abarbeiten von Rezepten mit ständig wechselnden Zuzahlungsregelungen sowie die Recherche am PC nach rezeptfreien Produkten für den gewinnbringenden Verkauf im Vordergrund stehen. Jene N. bedauert, »dass es inzwischen zweitrangig ist, welche pharmazeutische Kompetenz man hat« (2:19-20).

In einem früheren Kapitel erzählte sie bereits, wie zwischen dem Zeitpunkt der Beantragung und dem des Beginns einer Maßnahme zur Anpassung und Integration ein ganzes Jahr verging, in dem sie das Arbeitsamt zur Stellensuche drängte; andernfalls sollte das Arbeitslosengeld gekürzt werden. In den Vorstellungsgesprächen wies sie deutlich auf ihre komplizierte Situation an, doch war sie sich stets unsicher:

[Ich hatte] ein bisschen Angst, dass ich eine Anstellung finde. Weil, ich wäre ja auch wegen meiner Mutter keinem Arbeitgeber gerecht geworden. Die Angst ist mir ziemlich schnell weggenommen worden, weil wenn es nicht meine Mutter war, dann waren es die Augen. Und wenn es nicht die Augen waren, dann war es meine Mutter oder beides zusammen. (Jene N., 7:13-18)

Es treffen hier sehr unterschiedliche bzw. gegensätzliche Interessen aufeinander: das staatliche Interesse am Sparen, das Unternehmensinteresse an Verwertbarkeit und Verfügbarkeit der Arbeitskraft sowie Jene N.s Interesse an Weiterbildung und eigener Entwicklung. Gewissermaßen schimmert wieder arbeitsethisch legitimer Stolz durch. Noch hat Jene N. den Anspruch, allen »gerecht« zu werden. Das traut ihr jedoch niemand mehr zu. So wird sie doppelt ausgegrenzt, als Sehbehinderte sowie als Angehörige, die aufgrund struktureller Defizite unseres Gesundheitssystems häusliche Pflege übernimmt.

Noch vor Ende ihrer letzten Beschäftigung hatte sie bereits bei einem Interessenverband für Blinde und Sehbehinderte optische und elektronische Alltagshilfen wie Monokular und Hellfeldlupe, Bildschirmlesegerät, Vergrößerungssoftware sowie größere Tastaturen kennengelernt.

Die Jahre hätte ich mich vielleicht nicht quälen müssen, sag ich mir, hätte ich gleich gewagt, dorthin zu gehen. (Jene N., 14:27-28)

Wie schon Anastasia und Hannah erkannte Jene N., dass ein offensiverer Umgang mit der Sehschädigung die Kompensation erleichtert hätte. Zudem

weckte das neue Wissen über technische Möglichkeiten Hoffnung, während sich einige Barrieren im Alltag nun besser handhaben ließen. So wurde die Helffeldupe zur ständigen Begleiterin. Jene N. trug sie immer in der Hosentasche, wie ich bei mehreren Gelegenheiten sowie während des Interviews beobachten konnte. Sie freute sich regelrecht auf die Schulung mit Hilfsmitteln. In diese brachte sie Leistungsdenken und Schlüsselkompetenzen als Ressourcen mit. Jene N.s Euphorie verflog jedoch schnell:

[...] meine Haupteerwartung war, dass man uns beibringt, wie man mit dem Computer im Alltag umgeht. Und nicht [...] du musst ab jetzt selbst mit dem Rechner arbeiten. [...] Das war für mich ein Schock. [...] Wenn ich das gesagt hab, kam das Argument, mit Computer kann man Sehbehinderung am besten kompensieren, was stimmt irgendwie und das nimmt mir dann den Wind aus den Segeln. Aber man guckt in eine größere Lichtquelle. Und während des BFWs haben sich meine Augen verschlechtert. [...] Weil so viel und nur vorm Rechner ist man in der Apotheke nicht. (Jene N., 16:21-31)

Hier sind drei Probleme angesprochen, die uns schon mehrfach beschäftigten: Erstens die Enttäuschung über das vorherrschende Lehr-Lern-Format, zweitens der Widerstand gegen das Narrativ, Digitalisierung sei der Königsweg für Inklusion sehbehinderter Erwachsener und drittens die Angst vor beschleunigter Erblindung durch intensive Bildschirmarbeit. Im Fall von Jene N. konstituiert die Weiterbildung einen neuen negativen Stressor. Zwar strebt sie digitale Kompetenzen an, doch erwartet sie von einer Weiterbildung didaktisch abgesicherte Unterweisung wie in Schule und Universität. Jene N. ist stark verunsichert, spricht abermals von »Schock«. Sie gehört allerdings zu jenen, die Briefe noch mit der Hand schreiben. Das sei zwar »unzeitgemäß«, aber »ich mach's weiter« (19:30). Der Hintergrund für Jene N.s Einstellung ist, dass während des Studiums im Irak die Studierenden keinen Zugang zu Computern hatten und sie es später versäumte, sich Grundlagen der Datenverarbeitung anzueignen oder Tippen zu lernen. Für die berufliche Tätigkeit genügte Laienwissen und die zwei Zeigefinger, während sie bis vor Kurzem privat keinen PC besaß. Dabei ist bei Jene N. keine generelle Abwehr gegenüber der Digitalisierung festzustellen. So benutzte sie, wie ich im Laufe der Zeit beobachtete, virtuos ihr Smartphone. An Jene N.s Lernausgangslage wird in der Maßnahme nicht angeknüpft. Fortan arbeitet sie sich wie alle anderen durch die Listen mit Kurztastenbefehlen, übt mit dem »TippKönigin«-Programm und versucht, MS Microsoft Office zu verstehen. Das alles überfordert sie:

Es war manchmal mit Grausamkeit, so nach dem Motto, ein Beinamputierter muss unbedingt rennen. So hab ich mich manchmal gefühlt (Jene N., 24:2-3)

Ähnlich wie Hannahs prangert Jene N. unfaire Behandlung mit einem sprachlichen Bild der Verkörperlichung von Behinderung an. Dadurch macht sie die an sich nicht-sichtbare Behinderung sichtbar und untermauert ihre Forderung nach Berücksichtigung ihrer Benachteiligung durch die Sehbeeinträchtigung. Ich interpretiere diese Stelle ferner als einen Beleg dafür, dass Jene N. die Sehbehinderung längst akzeptiert hat. Demgegenüber beharrt sie auf Ablehnung der Diagnose Makuladystrophie, da sie sie vor dem Hintergrund von Familienwissen und persönlicher Erfahrung im Behandlungsraum als nicht gesichert betrachtet.

Zurück zur Weiterbildung. Zumindest mit dem Bildschirmlesegerät kam Jene N. gut klar, erkannte seinen Nutzen für die Kompensation. Andere Aufgaben zur Erhöhung ihrer Digitalkompetenz vermochte sie hingegen nur unzureichend zu erfüllen.

Ich dachte, ich bin offen. Ich dachte, ich bin offen. Bis ich gemerkt habe, wie schwer ich Computer kapiere, also die Textverarbeitung kapiere und wie schwer es mich belastet, in einen Bildschirm zu gucken. (Jene N., 26:1-3)

Jene N. zweifelt an ihrer Auffassungsgabe und Lernfähigkeit. Das drohende Scheitern verunsichert sie zutiefst, denn es steht in starkem Gegensatz zu ihren bisherigen Erfahrungen als Lernende. Außerdem sorgt sie sich um ihre Augengesundheit. Aus der weiteren Erzählung erfahre ich jedoch, dass nicht alle Fächer anstregten. So langweilte sich Jene N. bei Mathematikaufgaben auf Mittelschulniveau. Da sie keine Angst hatte, vor anderen zu sprechen, bot sie mündliche Präsentationen von Projekten problemlos dar. Es verstörte sie hingegen, in ihrem Abschlussbericht, den sie kurz zu Gesicht bekam, zu lesen, sie würde Anweisungen auf Deutsch nur unzureichend verstehen. Darüber erzählt sie, ein bisschen erregt, erst im Nachgespräch des Interviews:

Wenn Frau [Reha-Integrationsmanagerin] sagte, drücken Sie Umschalttaste oder Menütaste ... Da wusste ich doch nicht, was sie meinte! (Gedächtnisprotokoll 10.05.2019)

Es wird demnach Computerwissen mit Deutschkenntnissen verwechselt. Jene N. empört sich darüber, denn sie betrachtet sich ebenso als Deutsche. Darüber hinaus kann sie Approbation und Arbeitserfahrung in Deutschland vor-

weisen. Das Zitat deutet auf einen Exklusionsmechanismus, der aus der Intersektionalität von Behinderung und ethnischer Herkunft resultiert.

Nach einigen Monaten Computertraining absolvierte Jene N. ein mehrwöchiges unbezahltes Praktikum in einer Apotheke. Gegen Ende der Maßnahme erhielt sie als Lohn für ihre Bewerbungsaktivitäten eine Stellenzusage. Ab diesem Zeitpunkt arbeiteten der Rehabilitationsträger, eine durch ihn eingeschaltete Hilfsmittelfirma, der zukünftige Arbeitgeber sowie die Agentur für Arbeit an der Finalisierung des Projekts »Rückkehr in Arbeit«. Das privatwirtschaftliche Unternehmen sollte für die ersten sechs Monate des auf zwei Jahre befristeten Beschäftigungsverhältnisses vom Staat einen Zuschuss zu den Lohnkosten in Höhe von 60 Prozent erhalten. Jene N. kamen Zweifel. Denn Befristung bedeutete keine Perspektive. Insbesondere schreckte sie der Umstand ab, dass der Arbeitsweg zur außerhalb der Stadt gelegenen Apotheke 1,5 Stunden betragen würde. Das würde ihr die Zeit für ihre Mutter rauben. Das Reha-Integrationsmanagement verdeutlichte ihr jedoch, dass sie in ihrer Situation keine viel besseren Angebote bekommen würde, und so trat sie die Stelle an. Zurück in der Apotheke musste sie wiederum Neues lernen, denn das von der Hilfsmittelfirma verkaufte Vergrößerungsprogramm war nicht dasjenige, mit dem sie monatelang geübt hatte. Sie erkannte ferner, dass sie die gelernten Tastenbefehle kaum anwenden konnte, da die apothekentypische Tastatur in Aufbau und Funktionstasten von Standardtastaturen abwich und ein spezifisches Softwaresystem verwendet wurde. MS Office brauchte sie gar nicht. Jene N. schlussfolgert daraus, dass ihre Lernanstrengungen zum Großteil umsonst gewesen seien. Darüber hinaus zeigt sie sich mit der neuen Stelle unzufrieden. Besonders ärgere es sie, dass ihr Arbeitsplatz mit dem für sie ausgelieferten Großbildmonitor und Bildschirmlesegerät von anderen mitgenutzt werde:

Ich bin auf Toilette, es ist jemand an meinem Computerplatz. Ich mach eine halbe Stunde Pause, es ist jemand an meinem Computerplatz. Und so frequentiert ist die Apotheke nicht [...] ein Kollege, der sich mit Computer auskennt, stellt immer was um (Jene N., 21:27-22:2)

Offensichtlich ignorieren die neuen Kolleginnen und Kollegen die Bedürfnisse und Rechte einer Person mit Sehbehinderung. Der Arbeitgeber kommt indessen seiner Fürsorgepflicht nicht nach. Jene N. ist frustriert. Und irgendwann im Verlauf des Interviews bricht es aus ihr heraus:

Warum musste ich ganz schnell eine Arbeit dort draußen annehmen, anstatt dass ich in Ruhe in meiner Gegend suchen kann? Nur damit die dem Arbeitsamt sagen können, Maßnahme ist erfolgreich, ich hab Arbeit? (Jene N., 33:25-28)

Eine andere Frage lautet: Warum nimmt sie dieses Arbeitsangebot an? Mehr als die Furcht vor möglicher Leistungskürzung bei Verweigerung einer sozialversicherungspflichtigen Stelle, treibt sie die Angst vor dem sozialen Abstieg um. Denn Jene N. hat begriffen, dass sich die Bedeutung von digitalen Fähigkeiten als Schlüsselqualifikation und die Bedeutung ihres eigenen beruflichen Wissens und Könnens in gegensätzliche Richtungen entwickeln. Im Mai 2018 trat sie die Stelle an, nach Auslaufen der Befristung zwei Jahre später sollte sie eigentlich entlassen werden. Doch wegen des erhöhten Kundenandranges in der Corona-Pandemie durfte Jene N. noch bis zum Jahresende 2020 in der besagten Apotheke bleiben.

Jene N. erinnert die Zeit am Berufsförderungswerk nicht vordergründig negativ, sondern betrachtet sie als »kleine Auszeit von der Arbeitswelt« (19:2). Darüber hinaus habe sie die familiäre Pflege besser planen und leisten können. Ferner gefiel ihr, gemeinsam mit den anderen an Sport und Entspannungsübungen teilzunehmen und ansonsten mehrheitlich die Zeit im Sitzen zu verbringen. Das Reha-Integrationsmanagement bezeichnet sie als »manchmal sehr nett«, während Missverständnisse dem Umstand geschuldet sein mochten, dass »die vielleicht auch so unter dem Druck des Arbeitsamts standen« (24:21-22). Diese Äußerungen erklärt ebenfalls, warum Jene N. eine wenig attraktive Stelle annahm. Sie akzeptierte damals das Berufsförderungswerk als eine Autorität, von der in den Entscheidungen beraten und geführt zu werden, richtig sei.

Der Fall mag als Beispiel gelungener Inklusion vorzeigbar sein. Schließlich war Jene N. zwei Jahre beschäftigt, wobei Befristungen die Regel sind. Zumindest ergab sich die Chance auf weitere Arbeitserfahrung und ein positives Arbeitszeugnis. Auf ein solches Argument sollte die Frage folgen: Hatte Jene N. gute Arbeit? Gute Arbeit zeichnet sich dadurch aus, wie Behrendt (2018: 18-26) argumentiert, dass Arbeitnehmende nicht instrumentalisiert werden und gleichzeitig Arbeitgebende ihrer Fürsorgepflicht nachkommen. Gute Arbeit nach den Forderungen des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB 2017) bedeutet Entfristung, Beschäftigungssicherheit, Mitsprache im Betrieb sowie keine übermäßige gesundheitliche Belastung, beispielsweise durch lange Arbeitswege. Nichts davon ist im vorliegenden Fall gegeben. Es besteht sogar

der Verdacht, der Arbeitgeber wollte vor allen Dingen die staatliche Hilfe in Anspruch nehmen. Aus einer lerntheoretischen Perspektive repräsentiert der Fall gescheiterte Inklusion: Alle an der Maßnahme Teilnehmenden arbeiten das gleiche standardisierte Programm ab, ohne dass nach Lernausgangslagen und Lernzielen differenziert werden würde. Das Lernprogramm basiert auf sogenannten Bedarfen und diese wiederum auf bestimmten medizinischen und sozialen Kategorien von Sehschädigung bzw. Behinderung. In der Konsequenz ergeben die Lerngegenstände für das Subjekt wenig Sinn. Es zählt in diesem Zusammenhang vornehmlich diejenige Bedeutung der Weiterbildungstätigkeit, die sich für den Bildungsträger und den Staat rechnet. Folglich sind Sinn und Bedeutung nicht dialektisch aufeinander bezogen, sondern fallen auseinander (vgl. Leontjew 1982; Feuser 1989). Lernen wird verunmöglicht, und dies wiederum erschwert die Bewältigung von Behinderung und somit die Neuorientierung (vgl. Langner 2009).

Behindertwerden und Identität

Jene N. und ich kannten uns zum Zeitpunkt des Interviews seit anderthalb Jahren. Wir teilten Kurserfahrungen, denn wir hatten ein paar Wochen lang parallel in Maßnahmen zugebracht. Außerdem verband uns ein Stück Irakerfahrung. Da ich zwischen 1993 und 2016 öfter und für längere Zeit im Norden des Landes in der Kurdistan-Region Irak geforscht, gearbeitet und in der Familie meines Partners gelebt hatte, tauschten wir bei verschiedenen Anlässen Alltagserfahrungen aus. Zum Zeitpunkt des Interviews war übrigens Ramadan, den Jene N. einhielt. Geographische Bezeichnungen wie Irak oder Bagdad nannte sie im Interview nicht. Nur ein einziges Mal wies sie indirekt auf ihre irakische Identität hin. So fragte ich, welche elektronischen Hilfsmittel sie auf ihren Urlaubsreisen benutze würde, worauf sie antwortete:

Ich komm aus einem Land, wo man Leute fragt. (lacht) Und ich hab kein Problem damit, Leute zu fragen. Ich hab überhaupt keine Scheu. Da gibt es keine ordentliche Adresse, gibt es keine Straßennamen. Man fragt einfach, wo wohnt der Herr Soundso. Und jemand Wildfremden zu fragen, wann fliegt denn das Flugzeug ab und welches Gate, damit hab ich gar kein Problem. Also ich frag mich durch das Leben und ich musste nicht sehbehindert werden, um damit anzufangen. (lachend) Das hab ich mit der Muttermilch aufgesogen. (Jene N., 30:2-9)

Bei Informationsbedarf im öffentlichen Raum einfach die Leute fragen. Mit diesem habitualisierten Handlungsmuster deutet Jene N. auf eine unschätz-

bare Ressource, die ihr im Vergleich zu den anderen Sehbehinderten einen klaren Vorteil verschafft. Jemanden um Auskunft zu bitten, stellt keine Schwäche dar, sondern soziale Kompetenz. Für Jene N. zählt sich die arabisch-irakische Sozialisation aus. Dabei muss sie »die Deutschen« als Bezug nicht explizit nennen, sie sind Teil des Subtextes.

Weiter oben sagte Jene N., sie sei in den Augen anderer »auffällig« geworden und habe dann »gebeicht«t. Ich nehme diesen Faden wieder auf und vertiefe die Frage nach der Deutung und Bedeutsamkeit der Sehbeeinträchtigung. Bereits in ihrer autonom gestalteten Haupterzählung sagt Jene N. im Zusammenhang mit dem sie zur Stellensuche drängenden Arbeitsamt:

Ich denke, lass doch Leute, die ein Defizit haben und wegen dieses Defizits arbeitslos geworden sind, in Ruhe, bis sie an diese Maßnahme gekommen sind. (Jene N., 7:27-28)

Aus ihrer eigenen Sicht »hat« Jene N. ein »Defizit«, das versteckt gehört, und sollte dies nicht möglich sein, muss es gerechtfertigt werden. Gegen Ende des Interviews wiederholt sie diese Aussage fast wortwörtlich, ersetzt allerdings »Defizit« durch »Makel«, und sie ergänzt: »aber auch wird es Zeit, dass man die häusliche Pflege als Arbeit anerkennt« (32:31-32). Jene N. fordert Respekt für ihre Arbeit an der Familie, nachdem ihr schon in einem wichtigen Bereich des Lebens Anerkennung aufgrund eines »Makels« oder »Defizits« versagt wird. Das Wort »Makel« fällt sechsmal im Interview. An einer Stelle begründet sie diese Wortwahl. So fragte ich Jene N., warum sie denn ihrer Familie nicht viel früher von der Augenkrankheit berichtet habe. Darauf ihre Antwort:

Sind nicht die Augen das Wichtigste, was wir haben? (hebt die Stimme) Und einen Makel daran will man doch nicht haben ... Und wie ich meine erste Brille mit 26 hatte, hab ich es so gehasst, eine Brille zu tragen, und ich trag sie auch noch heute nicht privat, weil... Dann erkenne ich eben nicht jedes Gesicht, das an einem vorbeigeht. (Jene N., 9:19-23)

Die Strategie, »sich [zu] verstecken und [zu] lügen«, wie Jene N. es oben nannte, bezieht sich gleichsam auf das familiäre Feld. Doch warum hasst sie die Brille? Wenn Menschen sich ihrer äußerlichen Erscheinung wegen schämen, dann unter dem Druck sozialer Diskurse und hegemonialer Konzepte von Schönheit, Reinheit und körperlicher Perfektion. Die symbolische Gewalt, die sich unter dem Joch der heterosexuellen Matrix (Butler 1991) und männlichen Herrschaft (Bourdieu 2013) zum Nachteil von Frauen (und anderer Gender-

identität) entfaltet, kann in europäischen und westasiatischen Gesellschaften ziemlich gleich *aussehen* (Fischer-Tahir 2009). Ähnlich anderen Frauen, die im Laufe ihres Erwachsenenlebens einen Sehverlust erleiden, befürchtet Jene N. Benachteiligung und Diskriminierung (vgl. Fannon 2016). Überdies ist tief in unserer Vorstellung verankert, dass Sehen Normalität und naturgegeben ist. Mit dieser Vorstellung werden Praktiken der Anpassung legitimiert (vgl. Länger 2016). Aus Angst vor Stigmatisierung verfolgt Jene N. die Strategie, ihren »Makel« zu verbergen. Ähnliches lasen wir bereits in den Geschichten von Anastasia und Hannah. Doch reflektierten jene Frauen teilweise sogar selbst-ironisch besagte Strategien, während für Jene N. der »Makel« noch immer von überwältigender Bedeutung ist und sie unter ihm leidet.

Sehen gilt universell als wichtigste Voraussetzung für unsere Wirksamkeit in der Welt. Ähnlich wie Hannah treibt Jene N. die Angst um, in der Leistungsfähigkeit herabgesetzt zu werden. So rechtfertigt sie sich dreimal, es sei richtig gewesen »nichts zu sagen«. Denn als sie es tat, verlor sie die Arbeit (3:20-21; 3:32; 6:13), obgleich sie doch »korrekter gearbeitet [habe] als die, die sich wahnsinnig auf ihre Augen verlassen« (15:24-27). Inzwischen schätzt Jene N. ihre Leistungsfähigkeit anders ein:

Die Zeiten sind vorbei, dass man so schnell ist wie andere. Man kann mit den Hilfsmitteln arbeiten, man arbeitet dennoch nicht mehr so schnell wie früher. Und entweder der Arbeitgeber hat Verständnis dafür, dafür bekommt er ja Subventionen, oder aber Auf Wiedersehen. Was soll ich machen? (Jene N., 27:1-5)

Die Nachteile durch Seheinschränkung lassen sich nur begrenzt mithilfe assistiver Technologie ausgleichen. So nimmt die Leistungsfähigkeit ab und infolge löst sich die Konkurrenzfähigkeit auf. Darüber hinaus weiß Jene N. inzwischen, wie das Spiel mit der Inklusion läuft. Behinderung könnte abgebaut werden, würden Arbeitgebende mehr Verständnis aufbringen. Darauf besteht jedoch wenig Hoffnung:

Wir sind den Leuten suspekt. (3:32)

Wenn man uns unbefristet einstellt, wird man uns nicht los. (5:24)

Mit »wir« und »uns« meint sie »uns Sehbehinderte« (13:3). In diesen Äußerungen steckt Arbeit an der Identität. Dabei wehrte sich Jene N. lange Zeit gegen das Label »sehbehindert«. So kommentiert sie den Befund Sehbehinderung, mit dem Fachleute sie vor Jahren konfrontierten, mit den Worten: »Ich bin doch nicht behindert und sehbehindert schon gar nicht« (31:5-6). Was das Wir

betrifft, geht es über die Gemeinsamkeiten von Interviewter und Interviewerin hinaus. Insbesondere die Erfahrung am Berufsförderungswerk und das Zusammensein mit anderen mit ähnlichen Gesundheitsproblemen und Ausgrenzungserfahrungen trug dazu bei, dass sich Jene N. inzwischen als Teil einer spezifischen sozialen Gruppe versteht, die der Sehbehinderten. Zu dieser Orientierung gehört, dass sie sehr bewusst eine wertende Unterscheidung zwischen sehbehindert und blind trifft. So spricht sie ihre früheren Vorbehalte an, sich an Interessenverbände oder Beratungsstellen zu wenden:

Wenn man selber hadert mit einer Diagnose [...] geht man ganz bestimmt nicht in einen Verein, der was mit blind anfängt. [...] Warum immer wieder dieser Schock? (Jene N., 13:29-14:6)

Schock – dieses Wort fällt in der Erzählung zum dritten Mal. Jene N. deutet immer wieder auf Gefühle wie Bestürzung und Ohnmacht. Sie hat Angst zu erblinden. Zwar ist sie inzwischen Mitglied in einem Verein von Blinden und Sehbehinderten, nutzt dessen kulturelle Angebote und jährlichen Hilfsmittelausstellungen. Doch scheinen Austausch und Interaktion mit anderen Betroffenen sie vor allen Dingen in ihrem eigenen Leiden zu bestätigen. Für Jene N. bleibt die Wir-Gruppe der Sehbehinderten machtlos. Als ich sie nach dem Interview zurück zur Bahnstation bringe, spricht sie ein weiteres Mal über den Stress mit dem Arbeitsamt und sagt dann:

Was ich mir wünsche, dass man uns auch mal in Ruhe lässt. Ich sag immer, schreibt uns nicht ab, aber zwingt uns auch nicht. (Gedächtnisprotokoll, 10.05.2019)

Erwerbsfähige Sehbehinderte schonen oder einpassen? Recht auf Arbeit, wie von der UN-Behindertenrechtskonvention eingefordert, oder Zwang zur Arbeit? Jene N. will weiter Leistungen erbringen, dagegen lehnt sie Anpassungszwang ab. Doch an wen genau richtet sich ihre Aussage? Es liegt nahe, dass sie die Agentur für Arbeit und das Berufsförderungswerk meint. Darüber hinaus lese ich ihre Aussage als Aufforderung an die deutsche nicht-sehbehinderte Gesellschaft. Ich selbst bin mir an dieser Stelle nicht ganz sicher, wo die Sprecherin mich letztendlich zuordnet. Objektiv gesehen bin ich trotz Seheinträchtigung in einer vergleichsweise privilegiierteren Position – aufgrund ethnischer Herkunft, des deutschen Hochschulabschlusses und Dokortitels sowie der gegenwärtigen Beschäftigung. Außerdem kooperiere ich in einem Forschungsprojekt mit dem Bildungsträger, dessen Rolle und Arbeitsweise sie im Nachgang kritisiert. Von daher interpretiere ich »Schreibt uns nicht ab«

ebenso an mich gerichtet. Des Weiteren lese ich die Aussage als Ausdruck der Verhandlung von Kategorien Arbeit, Gesundheit und Identität. Jene N. relativiert die Ansprüche an sich selbst und fordert gleichzeitig von der »out-group« einen Umgang mit Sehbehinderten, der eine angemessene Balance zwischen Arbeit und Gesundheit ermöglicht. Und schließlich repräsentiert das Zitat die innerpsychische Bewegung vom Verleugnen der Sehbeeinträchtigung in Richtung Bewältigung von Behinderung. Jene N. beginnt, ihren Lebensentwurf zu rekonfigurieren, allerdings zögerlich und unsicher.

Vergleich der Fallgeschichten

Alle drei Frauen werden im sozialen Feld marginalisiert. Doch ziehen sie sich nicht zurück, sondern widersetzen sich der Ausgrenzung. Ich habe untersucht, wie die Befragten Behinderung sprachlich repräsentieren, ihre eigenen Kategorien von Gesundheit, Arbeit und Identität neu bewerten und in Rekonfigurationen des Lebensentwurfes übersetzen. Der besondere Fokus lag auf dem kulturellen Kapital als Ressource des Handelns. Ines Himmelsbach (2009) kommt in ihrer Untersuchung zur Nutzung von Bildungsangeboten durch ältere Menschen mit Sehbehinderung zu dem Schluss, dass die eigene Bewertung von »Kompetenz« und »Defizit« in unterschiedliche Formen des Umgangs mit Behinderung resultiert (Himmelsbach 2009: 229). Dieser Aussage würde ich zustimmen und unter Bezug auf Antonovsky (1997) und Bourdieu (1983) ergänzen: Die Bewältigung von Behinderung hängt von der Neubewertung der eigenen Kompetenzen ab und wird durch die Art und den Einsatz von generalisierten Widerstandsressourcen, insbesondere Kapitalsorten bestimmt. Sie setzt die Akzeptanz der Sehbeeinträchtigung und die Verhandlung von Kategorien wie Gesundheit, Arbeit und Identität voraus und wird mithilfe der neubestimmten Kategorien weitergeführt. Dieser Prozess wird vom individuellen Kohärenzgefühl mitstrukturiert. Da dennoch Behinderung sozial hergestellt ist und der Bewältigungsprozess unter konkreten gesellschaftlichen Bedingungen stattfindet, bleibt er strukturell gesehen keine individuelle Angelegenheit und darf moralisch gesehen nicht allein auf das Individuum zurückgeworfen werden.

Tab. 9: Vergleich: Bewältigungsspektrum

Anastasia	Hannah	Jene N.
Vertrauen in <i>Verstehbarkeit</i> : - Diagnose widerlegen, Suche nach Erkenntnis	Vertrauen in <i>Verstehbarkeit</i> : - Akzeptanz der Diagnose	Wenig Vertrauen in <i>Verstehbarkeit</i> : - Ablehnung der Diagnose, bei Akzeptanz der Sehbehinderung
<i>Handhabbarkeit</i> : - breites Spektrum an Kompensationshandlungen Modus: Balance zwischen notwendigem Vertrauen in IT-Lösungen und alternativer Suche, um Gesundheit zu fördern	<i>Handhabbarkeit</i> : - breites Spektrum an Kompensationshandlungen Modus: großes Vertrauen in IT-Lösungen zum Abbau von Barrieren	<i>Handhabbarkeit</i> : - breites Spektrum an Kompensationshandlungen Modus: selektive Akzeptanz von IT-Lösungen bei Suche nach Stabilität durch Bezug auf kollektives Leid
<i>Bedeutsamkeit</i> : Herausforderung	<i>Bedeutsamkeit</i> : Herausforderung	<i>Bedeutsamkeit</i> : Ohnmacht

Die Frauen gehen unterschiedlich mit der Sehbeeinträchtigung um. Anastasia und Hannah weisen grundsätzliches Vertrauen in ihre Verstehbarkeit auf, während Jene N. weiterhin hilflos den medizinischen Kategorien gegenübersteht. Für den Umgang mit dem Stressor mobilisieren alle drei ein breites Spektrum an Handlungsressourcen. Zwar verfügen sie alle über konventionelles kulturelles Kapital (Abschlüsse, Titel, Schlüsselqualifikationen, Berufserfahrung), jedoch in der auf Anpassung an die digitale Arbeitswelt ausgerichteten Weiterbildung machen besonders Anastasia und Jene N. die Erfahrung der Abwertung ihres beruflichen Kapitals. Mit dieser Erfahrung gehen die beiden abermals unterschiedlich um. So akkumuliert Anastasia zunächst Kapital in Form von Digitalkompetenz und orientiert sich beruflich um, doch schließlich sucht sie nach grundsätzlichen Alternativen zu einer Anpassung an die digitale Transformation. Jene N. hingegen scheitert an den Herausforderungen einer am Diktat der Digitalisierung ausgerichteten Anpassung und versucht stattdessen am Gewohnten festzuhalten. Bei Hannah wiederum gehört hohe Digitalkompetenz bereits zum kulturellen Kapital dazu, durch das

sie weniger unter Druck gerät und mehr Freiheit in der Umorientierung hat. Vom Vertrauen in die Verstehbarkeit der Sehbeeinträchtigung sowie der Erfahrung in der Weiterbildung hängt ab, wie die Frauen ihre Wahrnehmungen und Deutungen sprachlich repräsentieren. Bei Hannah und Anastasia steht die Herausforderung durch Behinderung im Mittelpunkt, bei Jene N. das nicht anerkannte Leiden. Im Ergebnis der Neubewertung eigener Kategorien von Gesundheit und Arbeit ergeben sich drei unterschiedliche Konsequenzen:

- a) Bruch mit dem erwerbsbiographischen Entwurf. (Anastasia).
- b) Ergebnisoffene Überarbeitung des erwerbsbiographischen Entwurfes. (Hannah)
- c) Festhalten am erwerbsbiographischen Entwurf. (Jene N.)

Arbeit an der Identität hängt zunächst mit der Bewertung der Sehbeeinträchtigung und deren Folgen für die berufliche Tätigkeit zusammen. Alle drei Frauen setzen sich mit strukturellen und mentalen Barrieren auseinander und reflektieren die Erfahrung in Bezug auf Begriffe wie Sehbehinderung und Behinderung. Während Jene N. die akkumulierte Erfahrung durchweg negativ bewertet, relativieren die anderen beiden Sehbeeinträchtigung und Behinderung nicht nur, sondern deuten sie teilweise sogar positiv um. Dies könnte als Überkompensation interpretiert werden (vgl. Waldschmidt 1999: 175), doch würde ich durch diesen Begriff die Praxis der Frauen auf gesundheitliche Kategorien reduzieren. Das Phänomen der positiven Umdeutung von erlebter sozialer Ungleichheit durchschreitet viele Lebensbereiche und ist universeller (Fischer-Tahir 2009). Positive Umdeutung dient nicht nur der seelischen Entlastung, sondern ist ebenso Ausdruck des Anspruchs auf Handlungsmacht. Sie setzt jedoch, so die feministische Ethnologin Maya Nadig, Sicherheit in einer »Umgebung, Tätigkeit oder Beziehung« voraus, in der sich die Akteurin »positiv spiegeln und erkennen kann« (Nadig 1986: 34; Fischer-Tahir 2003). Positive Umdeutung erfordert eine gewisse kulturelle Stabilität. Diese ist bei Jene N. gefährdet, unter anderem aufgrund der Mehrfachmarginalisierung als Frau mit transnationaler Migrationserfahrung.

Was in den Erzählungen aller drei Frauen ins Auge springt, sind die Zeiten verdeckter Kompensation und die Hemmung, sich am Arbeitsplatz (und teilweise im Privaten) anderen mitzuteilen. Zwar lässt sich eine Augenkrankheit, die graduelle Verschlechterungen über einen längeren Zeitraum zieht, eher

verbergen als etwa der unerwartete Einbruch, über den in den Gruppendiskussionen gesprochen wurde. Ich sehe diese spezifische Handlungsweise allerdings stark im Zusammenhang mit bereits erfahrener und für die Zukunft befürchteter Diskriminierung von Frauen im beruflichen Feld. Im Fall von Je-ne N. spielen außerdem die Differenzkategorien Staatsbürgerschaft und ethnische Gruppe eine Rolle. Die drei Geschichten belegen Interdependenzen zwischen Behinderung, Gender und Staatsbürgerschaft bzw. ethnische Herkunft. Wird berücksichtigt, dass alle drei Frauen zwar der Mittelschicht zuzuordnen sind, jedoch durch die Marginalisierung Einkommen und Status verlieren, muss die Analyse von Intersektionalität um die Differenzkategorie Klasse erweitert werden. In ihrer Identitätsarbeit reflektieren die Frauen diese Mehrfachunterdrückung ebenso wie sie sich mit der vorgestellten Gemeinschaft der Sehbehinderten und Blinden auseinandersetzen.

Es wurde eingangs zu diesem Unterkapitel die Annahme formuliert, dass Rekonfigurationen des Lebensentwurfes vom individuellen Umgang mit der Sehbeeinträchtigung, dem kulturellen Kapital sowie der Identitätsarbeit abhängen. Die Analyse des empirischen Materials verifiziert diese Hypothese, macht jedoch eine Unterscheidung der betreffenden Modi erforderlich:

- a) Radikale Rekonfiguration des Lebensentwurfes
- b) Moderate Rekonfiguration des Lebensentwurfes
- c) Unsichere Rekonfiguration des Lebensentwurfes

Tab. 10a: Rekonfigurationen von Lebensentwurf

	Radikale Rekonfiguration	Moderate Rekonfiguration	Unsichere Rekonfiguration
Umgang mit Sehbeeinträchtigung	Multiperspektivische Auseinandersetzung mit Gesundheit und Behinderung	Zunehmende Sicherheit in Auseinandersetzung mit Behinderung bei Hoffnung auf digitale Handhabbarkeit	Unsicherheit in Auseinandersetzung mit Augenerkrankung bei starker Abhängigkeit vom »Defizit«-Narrativ

Tab. 10b: Rekonfigurationen von Lebensentwurf

	Radikale Rekonfiguration	Moderate Rekonfiguration	Unsichere Rekonfiguration
Aushandlung von kulturellem Kapital (konventionell vs. digitale Kompetenzen)	Verwerfen des bisherigen Karriereentwurfs, Erschließung von neuem Wissen und alternativen Wissensarten	Konventionelles kulturelles Kapital und digitale Kompetenzen als Ressource mobilisieren	Starker Rückbezug auf konventionelles kulturelles Kapital
Identität und Behinderung	Behinderung in Selbstkonstruktion als Herausforderung integriert	Behinderung in Selbstkonstruktion als Herausforderung integriert	Sehbehinderung in Selbstkonstruktion als Metapher für unausweichliche Unterdrückung integriert

Anastasias Tätigkeit erfolgt nach dem Modus *radikale Rekonfiguration des Lebensentwurfes*. Ausgehend von einer multiperspektivischen Auseinandersetzung mit Gesundheit und Behinderung verwirft sie den bisherigen Karriereentwurf und sucht nach prinzipiell Neuem. In ihre Selbstkonstruktion integriert sie Behinderung als Form der Ausgrenzung, die gleichzeitig einen Möglichkeitsraum eröffnet. Hannahs Umorientierung mündet in eine *moderate Rekonfiguration des Lebensentwurfes*. In ihre Selbstkonstruktion integriert sie Sehbeeinträchtigung und Behinderung als Herausforderungen, denen sie zunächst auf technologischer Ebene, späterhin jedoch und mit wachsender Souveränität auf sozialer Ebene begegnet. Dagegen würde ich bei Jene N. von *unsicherer Rekonfiguration des Lebensentwurfes* sprechen. In ihrem Handeln beschränkt sie sich weitgehend auf die Optionen, die das bisher erprobte kulturelle Kapital noch bietet. Sie integriert in ihre Selbstkonstruktion Sehbehinderung als Metapher für Unterdrückung eines eher machtlosen Kollektivs. Die Unsicherheit spiegelt sich deutlich im Erzählstil wider, der von zahllosen gedanklichen Sprüngen und starker emotionaler Erregung gekennzeichnet ist. Jene N. ist vor allem eins, wütend. Und dies ist sie zu Recht!

5.2 Zwischen Exklusion und Inklusion figurieren

In diesem Unterkapitel wird die Untersuchung weiter differenziert und verfeinert, indem der Blick auf ein Leben mit Sehschädigung in zwei sehr unterschiedlichen Perspektiven gelenkt wird: das eine Mal als lebenslange Erfahrung und das andere Mal als Teil einer im Erwachsenenalter erworbenen sogenannten Mehrfachbehinderung. Ich werde dazu die Repräsentationen von zwei Männern vergleichen, deren Erwerbsbiographien kaum unterschiedlicher ausfallen könnten: Harry (48) stammt aus einer Ortschaft in Südwestdeutschland, David (44) aus einer Stadt in Ostdeutschland. Der Erstgenannte besuchte die Marburger Blindenstudienanstalt, brach das Hochschulstudium wegen zusätzlicher Erkrankung der Augen ab und blieb sein Leben lang prekariisiert. Der andere durchlief polytechnische Oberschule und medizintechnische Fachschule. Er hatte zwei Jahrzehnte einen sicheren Arbeitsplatz, bis erst eine Hör- und später eine Sehbeeinträchtigung einsetzten. Der eine Fall repräsentiert die Problemlage des dauerhaften Ausschlusses, der andere Zwang zur eigenverantwortlichen Inklusion.

Tab. 11: Daten zu den untersuchten Fallgeschichten (Vergleich 2)

	Harry	David
Höchste Qualifikation	Abitur	Medizinisch-technischer Assistent (Fachschule)
Alter	48 Jahre	44 Jahre
Personenstand und Wohnsituation	Ledig, alleinlebend	Ledig, alleinlebend
Letzte Tätigkeit vor letzter Weiterbildung	Arbeitssuchend	MTA, Universitätslabor
Beschäftigung zur Zeit des Interviews	Arbeitssuchend	Blindentechische Grundrehabilitation
Einkommen	ALG II	Übergangsgeld
Krankheitsbild	Angeborener Grauer Star (Katarakt), erworbener Grüner Star (Glaukom)	Sehschädigung (Lebersche hereditäre Optikusneuropathie (LHON), Hörschädigung

Die beiden Fallgeschichten dienen der weiteren Überprüfung der Hypothese, dass Rekonfigurationen des Lebensentwurfes vom individuellen Um-

gang mit der Sehbeeinträchtigung, dem kulturellen Kapital sowie der Identitätsarbeit abhängen. Da der Vergleich von zwei höchst unterschiedlichen Lebenslagen ausgeht, wird zusätzlich die folgende Hypothese aufgestellt: Dauerhafte soziale Exklusion behindert die Ausarbeitung eines Lebensentwurfes als beständige sinngebende Figur.

5.2.1 »Der Welt auch etwas zu geben haben« – Harry, immer am Rand

Gesundheit und Arbeit

Das Interview mit Harry fand ein halbes Jahr nach seinem letzten Aufenthalt am Berufsförderungswerk statt. Er hatte dort einen Rehabilitationsvorbereitungslehrgang absolviert, zu einer Umschulung kam es nicht. Nach meiner Erzählaufforderung am Anfang des Interviews beginnt er folgendermaßen:

Ich muss jetzt ein bisschen auch länger ausholen. Weil, ich hab ja meine Sehbehinderung schon mitgebracht. Also, ich hab ja den *cataracta congenita*, also praktisch, den angeborenen Grauen Star. Und dann kamen später noch ein paar Erkrankungen dazu, Insbesondere der Grüne Star, was auch Auswirkungen, massive Auswirkungen auf mein Studium hatte. (Harry, 1:28-1:32)

Fast eine Stunde lang erzählt Harry dann ohne Unterbrechung aus seinem Leben. Zunächst erwähnt er Kindergarten und Grundschule in einer Gemeinde in Südwestdeutschland. Die Chronik einer lebenslangen Ausgrenzung beginnt am Gymnasium in der nächstgelegenen Kleinstadt. Dort waren die Lehrpersonen offenbar überfordert, für das sehbehinderte Kind Vermittlungstechniken und Lernmaterialien zu modifizieren. So konnte Harry das Tafelbild oder Texte oft nicht lesen. Manchmal wurden Kopien ausgeteilt, »die konnte ja nicht mal mein Stiefvater lesen und der war vorher bei den Heeresfliegern und hatte wirklich sehr gute Augen« (2:21-23). Bereits nach einem halben Jahr empfahl die Schule den Erziehungsberechtigten, den Sohn auf eine Realschule mit räumlich getrennter Sonderbeschulung für Kinder mit allen Arten von Behinderungen zu schicken. Durch einen weiten und umständlichen Schulweg blieb Harry für seine Freunde im Ort kaum noch Zeit. Fazit zur Kindheit: Harry wurde Opfer von Auslese im Bildungssystem und zusätzlich in der Entwicklung sozialer Beziehungen behindert. Mit diesen verbauten Chancen fand sich der Erzähler jedoch nicht ab:

Aber ich wollte auf jeden Fall schon immer mein Abitur noch machen und hab mir dann schon angeschaut, welche anderen Schulformen gibt es, welche Möglichkeiten gibt's da. Hab in der Nähe Gymnasien angeschaut. (Harry, 2:26-28)

Harry informierte sich, stellte sich selbst in Marburg bei der Deutschen Blindenstudienanstalt vor. Sein strategisches Handeln zielte auf Zugang zu höherer Bildung. Die Blindenstudienanstalt als einzigartige Einrichtung bot sehbehinderten und blinden Kindern und Jugendlichen verschiedene Schulabschlüsse, darunter das Abitur für die allgemeine Hochschulreife. Lern- und Lebensumgebung beschreibt Harry fast schon nostalgisch, weist dennoch auf Nachholbedarf in Mathematik hin, die in der Förderklasse vernachlässigt worden sei. Nicht ohne Stolz erklärt er: »Ist mir gelungen« (5:31). Marburg erschien ihm weltoffen und gegenüber blinden und sehbehinderten Menschen äußerst tolerant. Harry genoss die humanistische Bildung, sang im Chor, lernte aus dem Leben in der Wohngruppe:

Hab dann auch Verantwortung übernommen, indem ich beispielsweise das Lebensmittelkonto geführt habe [...] Und dann hatten wir auch noch die Rollifahrerin, was auch noch ganz besondere Herausforderungen mit sich brachte. War aber ganz gut und ging. Außerdem war ich dann auch noch Stufensprecher in Marburg der Jahrgangsstufen 12 und 13. So. Prima und Oberprima. (Harry, 4:24-30)

Es findet sich hier zum ersten Mal im Interview der Hinweis auf soziale Verantwortung sowie Anerkennung seiner Tätigkeit durch andere; Aspekte, die für Harry äußerst relevant sind. Kurz danach resümiert er seine Abiturzeit bis zum Sommer 1990: »Ja, Marburg hat mir gefallen« (5:26), doch:

[...] dann kam das große Abschiedsfest. Und Marburg hat leider [...] keine weitere Begleitung gemacht. [...] Da war man dann wieder vollkommen auf sich alleine gestellt. (Harry, 5:31-6:1)

Aus heutiger Sicht wäre für Harry nach Verlassen des sicheren Raumes dieser Bildungseinrichtung weitere Unterstützung erwünscht gewesen. Doch womöglich fühlte er sich bereits damals zu wenig gegen die Widrigkeiten des Lebens gewappnet. In der Tat verweist die Forschung zu Teilhabe an Arbeit sehbehinderter und blinder Menschen auf ähnliche Einschätzungen durch Personen, die wie Harry vor ungefähr 30 Jahren das Abitur an der Blindenstudienanstalt ablegten; auf Hochschulbildung bzw. Berufseinstieg »wären

die Absolventinnen und Absolventen gerne noch besser vorbereitet gewesen« (Habeck 2012: 109).

Harry studierte zunächst in einer westfälischen Universitätsstadt Publizistik, Germanistik und Anglistik. Mit den BAföG-Anträgen scheiterte er, weil die Eltern geschieden waren und es »schwierig [war], die Papiere einzutreiben« (30:11-15). Also jobbte er parallel zum Studium, insbesondere während der Semesterferien. Unter anderem war er freier Journalist:

Hab dann erst in der Redaktion des [Tageszeitung Regionalpresse] gearbeitet und hab ein paar Kleinigkeiten danach noch veröffentlicht für die [Regionales Nachrichtenblatt]. (Harry, 6:22-23)

Journalismus sei eine »interessante Erfahrung« gewesen, allerdings habe ihn die »Pressewelt [...] teilweise abgestoßen (7:3-5). Neben »dieser eher mies bezahlten freien Journalismus-Geschichte« habe er »dann auch Fabrikarbeiten gemacht« (7:28-30). Harry arbeitete in einer Kartonagenfabrik, später in einem Blechbearbeitungsbetrieb, jeweils in Südwestdeutschland. Zu den Herausforderungen zählten Schichtarbeit, Staub und Lärm sowie Arbeitsaufgaben, die gute Sehfähigkeit voraussetzen. So meint er dann auch:

[...] die Berufsgenossenschaft hätte es insgesamt nicht erlaubt, dass Sehbehinderte in diesen Betrieben arbeiten. (Harry, 8:20-21)

Zurück zum Studium. Da ihm die theoretische Ausrichtung der Publizistik an der besagten Universität nicht zusagte, zog er für ein Politikwissenschaftsstudium nach Berlin. Bis zu diesem Zeitpunkt des Interviews kam er anscheinend doch recht gut mit der Beeinträchtigung aufgrund des Grauen Stars zurecht. Er war durch Blindenstudienanstalt, Studium und Nebenjobs der Exklusion halbwegs entgangen. Doch seine Lage veränderte sich im Jahre 1996 dramatisch:

Schwierigkeiten gab es dann, weil ich noch zusätzlich, naja, ein Glaukom [Grüner Star] bekommen habe. Das auch erst falsch medikamentös behandelt worden ist und von daher die Druckeinstellung sehr schwierig war. Also, ich war dreimal die Woche beim Augenarzt und Studium konnte ich dann auch so gut wie, ja, gar nicht mehr in dieser Zeit wahrnehmen. Ich hatte nämlich auch (dehnt die Wörter) Angst zu erblinden in der Zeit... [...] Und dreimal die Woche Augenarzt und dann noch Allgemeinmediziner, weil ich dazu irgendwelche Stressreaktionen gezeigt habe [...] Konnte praktisch auch die Wände hochgehen. Und das hat dann dazu geführt, dass ich im Studium

auch nicht mehr so richtig teilnehmen konnte. [...] Und dann sind da auch so Finanzierungsmöglichkeiten weggefallen. Ich hab dann noch probiert [...] für Leute was zu lektorieren oder auch mal was zu übersetzen, Englisch-Deutsch, Deutsch-Englisch [...] Französisch spreche ich auch noch. Und dann [...] musste ich aus dem Internat raus, [weil es] finanziell immer schwieriger geworden ist. Also, es kamen dann diese Zeiten wachsender Arbeitslosigkeit und dann die Schröderschen Agenda-Geschichten noch mit da rein [...] Es ging irgendwie gar nichts mehr und dann musste ich irgendwie aufhören und hab dann eben Arbeitslosengeld II beantragen müssen. Und das erste, was die haben wollten, war meine Exmatrikulationsbescheinigung. (Harry, 9:18-10:7)

Harrys Erzählung verweist auf eine Reihe von Problemen, die als Gemengelage kaum noch zu bewältigen sind: beide Augen erkrankt, Angst vor Erblindung, physischer und psychischer Stress. Er versäumt die Lehrveranstaltungen, durch die gesundheitliche Belastung kann er nicht mehr schwer arbeiten, bekommt Wohnprobleme durch den Verlust des Einkommens. Eine schwere Krise nimmt ihren Lauf. Harry versucht entgegenzusteuern, mobilisiert Ressourcen wie Fremdsprachenkenntnisse, soziale Kontakte und Fähigkeiten in Maschineschreiben, das in Marburg unterrichtet worden war und er als Journalist trainiert hatte. Er muss jedoch bald kapitulieren. Später wird er noch erzählen, dass er sich bei der Schwerbehindertenvertretung der Universität vergeblich um Unterstützung in Bezug auf Hilfsmittel bemühte, um das Studium fortsetzen zu können. In dieser Erzählsequenz fasst er diese für ihn äußerst kritischen Jahre zusammen. Dabei repräsentiert er seine Erfahrung der Ausgrenzung als Teil eines breiten Prozesses sozialer Marginalisierung im Zuge der Formierung des »aktivierenden Sozialstaates«. Auf diese Weise verdeutlicht er die Grenzen seiner individuellen Möglichkeiten, während er Behinderung als eine Form der sozialen Unterdrückung konzipiert. Die Exmatrikulation von der Universität leitet den Ausschluss von institutionalisierter höherer Bildung und damit die Limitierung seiner beruflichen Chancen ein. Der Antrag auf Hartz IV markiert den Abstieg. In der zitierten Passage fallen die Worte »schwierig«, »schwieriger« und »Schwierigkeiten«. Die Interviewaufnahme umfasst zwei Stunden. In dieser Zeit benutzt Harry insgesamt 55-mal das Adjektiv »schwierig«, einmal im Komparativ »schwieriger«, während er in sieben Sätzen von »Schwierigkeiten« spricht. Hinzukommt 16-mal »Problem«, darunter »massive Probleme« und »riesige Probleme«. Mit nur wenigen Ausnahmen sind diese sprachlichen Repräsentationen auf die indi-

viduelle Erfahrung bezogen. Das Wort »schwierig« steht sinnbildlich für die dauerhafte Belastung durch Sehbeeinträchtigung und strukturelle Benachteiligung. Die Frage ist, wie er seine eigenen Handlungen in Bezug auf all die genannten Herausforderungen bewerten wird.

Nach Abbruch des Studiums begann für Harry eine Phase der Minijobs; »ganz am Anfang haben sie mich gleich verdonnert, als Hausmeistergehilfe an einer Schule zu arbeiten« (10:11-12). Dennoch orientierte er sich weiter an dem bisherigen Lebensentwurf, pflegte Kontakte zu Kommilitoninnen und Kommilitonen, hielt sich »auf dem Laufenden«, machte »ein paar Übersetzungsarbeiten« (10:26-28). Schließlich wurde er für einen Ein-Euro-Job in ein soziales Projekt geschickt, das im Rahmen der kommunalen Bemühungen um Barrierefreiheit die entsprechende infrastrukturelle Planung unterstützte:

Da ging's darum, Wege und Ampelüberquerungen, inwieweit die für Blinde und Sehbehinderte dort gestaltet worden sind. Und da gibt es ja auch Klassifizierungen. [...] Ich war nur kurz im Außendienst, wurde dann ganz schnell mit der undankbaren Aufgabe des Gruppenleiters beaufschlagt. (lacht) Hab dann die Arbeitseinteilung gemacht für die Gruppe und bin dann aber in den Innendienst gekommen und hab dann am Computer gearbeitet und die Sachen auch mit entworfen. Also war praktisch im Bereich der Projektleitung tätig. (Harry, 10:32-11:7)

Harry verweist wiederum auf eigene Kompetenzen, Verantwortung sowie Anerkennung seiner Leistung durch andere Personen. Das Zitat klingt nach Mehrfachinklusion: für Menschen mit Behinderungen im Allgemeinen, den jungen Mitarbeiter mit Sehbehinderung, der sich in der Anleitung anderer erproben kann, im Besonderen. Allerdings nur kurze Zeit später belehrt die Erzählung die ZuhörerIn eines anderen. So erzählt Harry über den Innendienst:

Es gab keinerlei Hilfsmittel. Ich hab dann eben so versucht zu vergrößern. Und dann war da auch später eine Tabelle mit so ganz vielen Straßen, [...] Prognoseräumen, genau, und Planungsraum. Und das musste eben alles noch für den Bezirk wiederaufbereitet werden, was sehr schwierig war. Weil, also das ohne Vergrößerung zu machen, das war dann so, so mit diesem Rädchen schieben an der Maus, mal Steuerung Plus. Und entweder man sieht gar nichts oder nur eine Zeile oder man hat einen größeren Überblick, ich kann dann allerdings nichts mehr lesen. (Harry, 12:2-9)

Für Harry scheitert der Versuch der Partizipation. Nicht nur, dass er keinen Lohn im herkömmlichen Sinne des Wortes erhält, ihm werden zudem die Arbeitsmittel verweigert, die nötig wären, um autonom und produktiv tätig zu sein. Harry kommentiert diese Erfahrung mit:

Es gibt diese Vereine [...] das find ich dann auch ein bisschen kritisch, ja, die ihr Geschäftsmodell darauf aufbauen, Geschäfte mit Arbeitslosigkeit anderer Menschen zu machen [...] Insbesondere, wenn man dann auch [...] Blinde und Sehbehinderte einstellt, dann sollte man auch dafür sorgen, dass die nötigen Hilfsmittel zur Verfügung stehen. (Harry, 12:13-21)

Nach dieser Arbeitserfahrung fasste Harry den Entschluss, seine Kompetenzen auszubauen. Intensiv kümmerte er sich um einen Computerkurs speziell für Menschen mit Sehbeeinträchtigung. Er verhandelte mit den wechselnden Sachbearbeiterinnen beim Jobcenter:

Die [...] mussten entscheiden [...] ob ich ein Reha-Fall bin oder nicht. Ja, Reha-Fall, wie haben sie sich da ausgedrückt, ja wenn jemand vom Gerüst fällt, ist er ein Reha-Fall. Wenn er nicht mehr auf dem Bau arbeiten kann oder ein Bäcker, wenn er eine Mehlallergie kriegt, aber Sehbehinderte, (verstellt die Stimme) das hatten wir noch nicht so oft. [...] Es hat wirklich zwei Jahre gedauert, bis ich dann einen Kurs bewilligt bekommen habe, quasi als Einzelmaßnahme. (Harry, 13:5-23)

Der Kurs umfasste 20 Unterrichtsstunden und fand an einem Zentrum für Blinde und Sehbehinderte statt. Hier lernte Harry die neuesten Vergrößerungshilfen kennen. Nur konnte er sie nicht privat erwerben, bekam sie ebenso wenig vom Jobcenter bzw. der Krankenkasse gestellt. Und dann folgte schon der nächste Minijob. Diesmal war es ein soziokultureller Verein, der einen Audio-Stadtführer für Blinde und Sehbehinderte entwickelte:

Da war ich auch redaktionell tätig mal wieder. [...] Die haben unterschiedliche Bereiche gehabt, also Ausgehen, Museen, Hotels, Einkaufen. Das kann man auch nachschauen in *Die Stadt für Blinde. Das Mobilitätsportal für Blinde und Sehbehinderte*. Das war bei [Name Verein]. Die Arbeitsbedingungen dort waren allerdings auch sehr schwierig. Ich habe, obwohl ich drauf hingewiesen hab, keinerlei Hilfsmittelausstattung bekommen. Hab dort ein Jahr gearbeitet und im Mai hab ich angefangen und im darauffolgenden Ende Februar hab ich einen größeren Monitor bekommen. Das war's dann aber auch schon. (Harry, 16:8-15)

Wieder enthält eine als Integration vermarktete Praxis Züge von struktureller Ausgrenzung. Weiterhin verdeutlicht die Passage Harrys kontinuierliches Bestreben, sich als kompetent zu repräsentieren.

Da sein Leben immer wieder von längeren Zeiten der Arbeitslosigkeit geprägt war, verfolgte Harry Pläne zur Weiterbildung, sammelte auf Veranstaltungen Informationen über Bildungsträger wie Berufsförderungswerke. Darüber hinaus trat er in einen Interessenverband für Blinde und Sehbehinderte ein und arbeitete im Vorstand seiner Stadtteilgruppe mit, übernahm so Verantwortung. Er qualifizierte sich auf einem Beraterseminar an einem Berufsförderungswerk in Süddeutschland, um professionell andere mit Beeinträchtigungen des Sehens und Blindheit in Alltags- und Gesundheitsfragen unterstützen zu können. Zur Ausübung einer solchen Beratertätigkeit kam er nicht. Denn das Jobcenter verpflichtete ihn zu einem Job-Coaching bei einem der zahlreichen Träger für Weiterbildung, die der »aktivierende Sozialstaat« auf den Plan gerufen hatte:

Ein Sozialpädagoge war da noch und irgendwie eine studierte Sozialarbeiterin [...] und eine Psychologin, mit der ich mich noch ganz gut verstanden hab. Aber ansonsten war's ganz komisch, von der Zusammenstellung her, von den Leuten. Ich wusste gar nicht, was ich da machen sollte. Die hatten [...] so einen Englischkurs, der absoluter Wahnsinn war. Ich hab gedacht, wo bin ich hier? [...] Teilweise waren da Leute, die wirklich nicht gut Deutsch konnten, weil sie entweder Migrationshintergrund hatten oder geringes Bildungsniveau. Und dann gab's solche Geschichten wie gemeinsames Frühstück, was mir gar nicht gefallen hat. [...] Computer hab ich gesagt, würde ich gerne dran arbeiten, aber ich brauch zumindest mal einen größeren Monitor und eine Vergrößerungssoftware. Und da haben sie gesagt, ja, können wir mal schauen, hieß dann aber, gibt's nicht. Da bin ich dann echt krank geworden, hab ich solche Magenprobleme gekriegt, dass ich aussteigen musste [...] Aber die wollten mich natürlich nicht rauslassen, weil die für ein halbes Jahr Geld kriegten. Das ist total absurd, ja. Also das sind so Sachen, wo ich mir dann vorkomme wie der Kafka persönlich. (Harry, 26:28-27:27)

Rekapitulieren wir Stationen in Harrys Werdegang: mehrere Semester Germanistik und Publizistik, journalistische Tätigkeit, Englisch-Übersetzungen. Was soll Harry in dieser Maßnahme? Noch dazu, wo ihm die technischen Mittel verwehrt bleiben, selbst nach offenen Stellen zu recherchieren und Bewerbungen zu schreiben. Die Coaching-Crew kann ihn nicht sinnvoll beschäftigen. Doch weil sie für seine Überwachung Geld vom Staat erhält, lässt sie

Harry nicht ziehen. Eine kafkaeske Situation, findet Harry. Die Erzählung beschreibt Entmündigung und Entfremdung im »aktivierenden Sozialstaat«. In die Maßnahme hinein gezwungen werden Menschen aus der unteren Klasse, mit transnationaler Migrationserfahrung oder Behinderungen. Alle am Rand!

Zum Zeitpunkt dieser besagten Maßnahme lag Harrys Erkrankung am Glaukom fast 20 Jahre zurück. Dieser lange Lebensabschnitt war von äußerst prekärer Beschäftigung und fortwährender Unsicherheit geprägt. Bemerkenswert ist Harrys Relevanzsetzung und der Fokus auf solche Episoden, in denen sich staatlich gelenkte Inklusion als Form der Exklusion erweist. Nur diese letzte Geschichte über das Coaching erzählte er erst auf spätere Nachfrage. Als Gründe für ihre Auslassung in der Hauptidee vermutete ich die schwer auszuhaltende Demütigung und die »Magenprobleme«, die in der Erinnerung nachwirkten. Im Anschluss an das gescheiterte Coaching bemühte sich Harry um eine solide Weiterbildung bei einem Träger außerhalb von Berlin, doch wurde er vom Jobcenter an das BFW Halle geschickt.

Kulturelles Kapital und Digitalisierung

Harry erhielt humanistische Bildung in Marburg, eignete sich theoretisches Wissen in verschiedenen Studienrichtungen an, akkumulierte Erfahrung in diversen beruflichen Zweigen und bildete sich ständig autodidaktisch weiter. Im Nachfrageteil des narrativen Interviews bat ich ihn, seine Ausstattung mit den verschiedenen Kapitalsorten im Sinne Bourdieus (1983) zu beschreiben. Da wir ähnliche Fächer studiert hatten, nannte ich – wie übrigens bei Hannah auch – die Analyseinstrumente explizit. Im Gespräch heißt es dann:

Mein Kapital ist unterschiedlich. Auf der einen Seite hab ich Fähigkeit, mit Leuten gut zu kommunizieren und bin noch im Verein eingebunden [...] Ansonsten ist es auch schwierig [...] Ich hab die Kontakte am Arbeitsplatz nicht, ich hab auch die finanziellen Möglichkeiten nicht, überall dran teilzunehmen. Teilweise ist es eingeschränkt durch die Sehbehinderung, aber das bedingt sich dann teilweise auch wieder gegenseitig. (Harry, 38:5-3)

Später fügte er hinzu, »ich mag ja Musik, ich singe auch selber [...] interessiere mich für Literatur, Kunst, bildende Kunst, geh in Ausstellungen« (38:29-30). Harry besaß also kulturelles Kapital in institutionalisierter, verinnerlichter und objektiver Form, nur hatte er kein Hochschulzeugnis erlangt. Was das soziale Kapital betraf, so baute er zwar vielfältige Beziehungen auf, doch durch diese erreichte er keine bessere Position in der Arbeitsgesellschaft. An ökonomischem Kapital wiederum mangelte es permanent. Als Hauptproblem

in Bezug auf Teilhabe an Bildung und Arbeit nennt Harry den fehlenden Zugang zu Hilfsmitteln:

[...] damals im Studium schon war's schwierig, da hab ich schon immer mal geguckt, größerer Monitor. Damals waren die noch richtig, richtig arg teuer. Und hab dann irgendwie geschaut, ja, wie ist das mit der Finanzierung. Da hat sie [Studienberaterin] dann immer gesagt, (imitiert) ja, während des Studiums, das müssen Sie vielleicht... Krankenkasse? Die ist aber auch nicht zuständig. Sie können's ja mal übers Sozialamt probieren. Aber die sind eigentlich auch nicht zuständig. [...] Bin dann immer, ja, von einer Stelle zur anderen gegangen (Harry, 15:3-11)

Kurz danach erzählt er von dem Versuch, über den Schwerbehindertenbeauftragten der Universität eine Fördermöglichkeit für Hilfsmittel zu bekommen. Statt unterstützt zu werden, sei er »abgewimmelt« worden. Fazit: »Abwimmeln ... [...] Auch eine Form der Repression« (16:1-4). Zwar verbesserte sich in den vergangenen zehn Jahren generell der Zugang zu Hilfsmitteln. Zum einen vervielfachten sich die technischen Möglichkeiten für Blinde und Sehbehinderte, zum anderen wurde Studierenden der Zugang gesetzlich erleichtert bzw. finanziell vereinfacht. Doch für Harry kam diese Entwicklung viel zu spät. In einem früheren Kapitel erzählte er bereits ausführlich von Zugangsbarrieren, Entmündigung und einem unseriösen Hilfsmittelanbieter. Harry beschreibt sein eigenes Dilemma so:

Ich hab keinen Zugang, weil ich keinen Arbeitsplatz hab und selbst als ich einen Arbeitsplatz hatte, wurde's nicht beantragt. Man hätte das auch leasen können, aber das war ja zu viel Arbeit. Das ist ja, Hauptsache Fördergelder kommen rein. Ob sie von der EU sind oder vom Bezirk, ist vollkommen zweitrangig. Hauptsache, es kommt irgendwas. [...] Ich finde es echt problematisch, solche Arbeitsverhältnisse, wo der Arbeitgeber praktisch nichts dazu zahlt oder auch wenig Interesse hat. (Harry, 38:22-29)

Arbeitgebende erhalten mithilfe öffentlicher Gelder Zugang zu billigen Arbeitskräften, denen wiederum der Zugang zu probaten Arbeitsmitteln verwehrt wird. Harry reflektiert hier über gravierende Gerechtigkeitskonflikte in der Gesellschaft und deren Manifestationen im Bereich Inklusion. Doch hört er nicht auf, für sein ganz persönliches Zugangsproblem pragmatisch nach Lösungen zu suchen. Der 20-Stunden-Computerkurs mit Vergrößerungssoftware an einem Bildungszentrum befähigte ihn zur Selbsthilfe. Er wusste

nun, welche assistive Technologie es gab und was wiederum kostenneutral zu bekommen war:

Ja, und dann hab ich mir zu Hause einen Rechner besorgt, aber halt ohne Vergrößerungssoftware. Leider. Aber ich hab dann mal was ausprobiert. Ich hab dann *Fantastico* [Vergrößerungssoftware] als Demoversion runtergeladen. Das ist so, dass man das eine halbe Stunde benutzen kann oder vierzig Minuten und dann fällt's plötzlich runter. Und vorher zerreißt es dir [...] die Grafikkarte. Also, das war eigentlich nicht anzuwenden. Ja, *Sonnenschein* [Vergrößerungssoftware] hab ich mal so als Demoversion benutzt gehabt, aber eigentlich muss man dazu auch wissen, welche Befehle *Sonnenschein* eben wiederum blockiert. (Harry, 14:24-33)

Harry beschreibt Grenzen der Technik für sehbehinderte und blinde Menschen. Bereits an der Blindenstudienanstalt in Marburg wurde er Zeuge von Problemen bei Gerätschaften »aus dem Elektroniklabor« (5:3-11). Dass die Digitalisierung noch immer mit Barrierefreiheit hadert, frustriert ihn. Dennoch weiß er um die technologischen Möglichkeiten und sehnt sich nach Teilhabe an ihnen. Von der im Jahre 2018 beginnenden Maßnahme am Berufsförderungswerk erhoffte er sich einen Schub in seiner Digitalkompetenz. Dieser blieb jedoch aus:

Harry: Die wollten ja zum Beispiel auch Outlook dort anbieten. Nee, machen wir dann doch nicht. Und das wär ja auch sinnvoll gewesen. Weil, Outlook ist ja das, wo auch vieles drum herum gruppiert ist mit solchen Office-Geschichten. [...] es wurde auch gesagt, (verstellt die Stimme) ach, glauben Sie bloß nicht, dass Sie hier als Excel-Freak rausgehen. [...] Nein, wir machen das Lernfeld.

Andrea: Das Lernfeld Deutsch, das Lernfeld Mathe

Harry (genervt): Ja, ja, das. Was ich wünschte, ein etwas kreativerer Umgang mit dem Rechner. Wie gestalte ich was. Hab ich einmal gemacht, so die Ränder, hat man ja erweiterte Sachen und kann was gestalten. Da gibt es ja viele Varianten, hab dann ein paar kombiniert. Huh, da gab's aber dann einen Anschiss [...]. Das sollen Sie nicht machen. Sie sollen schauen, dass Sie hier fertig werden.

(Interview Harry, 39:18-31)

Zu wenig Wissen mit Gebrauchswert, das er sich aneignen könnte auf der einen Seite, und auf der anderen die fortgesetzte Disziplinierung. Am Ende wollte Harry nicht mehr, und so kam es zu keiner an diesen Lehrgang anschließenden Ausbildung. Späteren Versuchen des Jobcenters, ihn an dieselbe Einrichtung wieder zurückzuschicken, entzog er sich.

Behindertwerden und Identität

Harry verweist in seiner Geschichte auf eine Reihe von Exklusionsmechanismen, von denen er persönlich betroffen war. Der erste Mechanismus ist Ausgrenzung durch das normwertorientierte Schulsystem: mit der Begründung Behinderung und daraus abgeleitetem Förderbedarf wird Harry aussortiert. Der zweite bezieht sich auf die Benachteiligung durch infrastrukturelle Defizite der Hochschule, die Personen mit Sehbehinderung eine gleichberechtigte Teilhabe verwehrt. Einen dritten Mechanismus stellt die Zuordnung der Kategorie »ALG-II-Empfänger« dar, damit werden Aufstiegschancen auf Dauer verunmöglicht. Ein vierter zeigt sich in der Befristung von Arbeitsverträgen. Ein fünfter Mechanismus ist die Verweigerung von adäquaten Arbeitsmitteln zur autonom ausgestalteten beruflichen Tätigkeit und Entwicklung. Sechstens nennt Harry »Abwimmeln als Form der Repression«, ein mehrmals erfahrener Exklusionsmechanismus. Schließlich siebtens spricht er Entmündigung und Fremddenkung an. Harrys Erzählung lässt sein Bewusstsein erkennen, nur einer unter vielen Ausgegrenzten zu sein. Durch seine Tätigkeit in einem Interessenverband für Blinde und Sehbehinderte weiß er,

[...] dass viele Sehbehinderte im ALG II sind und da nichts verloren haben, weil sie da verloren sind. Weil diese Instrumentarien, die da zur Verfügung stehen für die Integration oder Weiterbildung ja eigentlich praktisch gar nicht da sind. [...] Da wird man aufs BFW verwiesen und das war's dann auch. (Harry, 26:8-12)

Behinderung hat für Harry eine individuelle und eine gesellschaftliche Dimension, und beide durchdringen einander. Seine subjektiven Wahrnehmungen und Deutungen von Exklusion spiegelt er in den Erfahrungen anderer Betroffener wider. Die Tätigkeit in einem Interessenverband festigt seine Identität als Person mit Behinderung und setzt gleichzeitig Kräfte frei, Exklusion in ihren Erscheinungsformen zu verstehen:

Da wird's einem nicht zugetraut. Dann sehe ich auch häufig die Barriere in den Köpfen, wünschte mir, dass das weniger wäre, würde auch gerne dazu beitragen (Harry, 44:4-7)

Für einen solchen Beitrag müsste Harry jedoch erst einmal die entsprechende Chance erhalten, sprich: für eine längere Zeit eine halbwegs sichere Position in der Arbeitsgesellschaft einnehmen. Stattdessen ist sein Leben von Abhängigkeit und chronischer Unsicherheit geprägt. Das spricht er selbst sehr deutlich an, als ich nach seinen Wünschen frage:

Einfach mal Sicherheit haben auch. Ein bisschen Sicherheit. Und aus der Sicherheit heraus kann man sich ja auch ein bisschen mehr entwickeln. Also wenn man ständig... Klar, eine Krise, daraus lernen kann man auch [...] und eine Perspektive entwickeln. Aber wenn die dann dauerhaft anhält, ist das ungesund. (Harry, 43:31-44:3)

Krisen mögen gelegentlich lohnenswerte Herausforderungen mit sich bringen, Dauerkrisen hingegen wirken destruktiv. Die Aussage verdeutlicht Zusammenhänge zwischen sozial-ökonomischer Lebenslage, kultureller Stabilität und Gesundheit. In seinem Leben wurde Harry offenbar nur wenig Anerkennung zuteil, was er im Interview versuchte auszugleichen, indem er die positiven Momente seiner Bildungs- und Arbeitsbiographie betonte. Sein kulturelles Kapital war zwar divers, doch fehlten ihm die finanziellen Mittel und bürokratische Kriterien erfüllenden Voraussetzungen zur Teilhabe. Folglich blieb ihm die Performanz seiner Kompetenzen und damit letztendlich symbolisches Kapital in Form von Anerkennung und Respekt weitgehend versagt. Kulturelle Bedeutungen zu kennen, sie aufgrund von Exklusion jedoch schwerlich in die persönliche Sinnsuche integrieren zu können, bedroht die kulturelle Stabilität und damit die Gesundheit. So klingt es schon fast verzweifelt, wenn es am Ende heißt:

Ich würd der Welt ja auch was geben. Ich hab ja auch was zu geben, denk ich. Also, wenn sich jemand für mich interessiert hat oder mit mir zusammengearbeitet hat, also ernsthaft zusammengearbeitet hat, dann kam da auch richtig was zurück. (Harry, 43:10-13)

Er hat »was zu geben«, warum nur lässt man ihn nicht? Harry verlangt nicht viel, schon gar nicht das, was aufgrund seiner vielen Kompetenzen denkbar wäre. Nur ein bisschen Anerkennung und eine kleine Chance. Bei Verlassen der Blindenstudienanstalt war sein Erwartungshorizont sicherlich weit of-

fengewesen. Doch seine Erfahrungen beschreiben ein Leben am gesellschaftlichen Rand. Dort elaborierte er immer wieder neu an seinen Kategorien von Arbeit, Gesundheit und Identität. Einen Lebensentwurf als eine beständige sinngebende Figur zu entwickeln, war ihm unter den gegebenen Verhältnissen kaum möglich.

5.2.2 »Weitestgehend normal funktionieren« – David, Hoffnung auf Klassenerhalt

Gesundheit und Arbeit

David ist gleichzeitig hör- und sehbeeinträchtigt. Als ich ihn interviewe, hat er ungefähr die Hälfte der Zeit in der blindentechnischen Grundrehabilitation hinter sich. Seine Erfahrung beginnt mit der Hörschädigung, dann berichtet er von den Anfängen der Sehschädigung und endet mit Gedanken über mögliche Perspektiven. An den Anfang der Untersuchung seiner Kategorien von Gesundheit und Arbeit setze ich eine Sequenz, die gegen Ende des Interviews auf die Frage nach einem früheren Traumberuf, entstand:

Ich hab mich auch als Kind früher schon ziemlich viel mit Elektrozeug und Elektronik beschäftigt [...] Schaltkreise aufgebaut mit Widerstand und Transistoren und all sowas dergleichen [...] Und ich war immer ganz schön fasziniert von den Leuten, die ab und zu ins Haus kamen, um den Fernseher zu reparieren [...] Da hab ich mir gedacht, sowas wollt ich auch eigentlich mal machen [...] Es hat sich damals nicht so ergeben. [...] ich hatte von Anfang an kein räumliches Sehen. Ich hatte schon als Kleinkind mehrere Schiel-OPs und die optischen Achsen waren offensichtlich niemals richtig parallel [...].
(David, 34:10-28)

Bereits in der Kindheit entwickelt sich das Interesse für Technik, doch die Einschränkung des räumlichen Sehens konstituiert ein Hindernis für den eigenen Berufswunsch. Kurz darauf erzählt David, der Vater sei Chemiker und die Mutter medizinisch-technische Assistentin, und weil Chemie ihn ebenfalls interessiert habe, bot eine MTA-Ausbildung »gewissermaßen die Alternative« (35:4-10). David wuchs in einer mittelgroßen Stadt der DDR auf. Nach der Scheidung zog die Mutter mit ihren beiden Söhnen in eine Großstadt, in der David nie wirklich heimisch wurde. Dennoch lag bisher genau dort sein Lebensmittelpunkt. Nach Abschluss der POS im Jahre 1991 ging er an die Fachschule und erwarb 1994 einen Abschluss als MTA. Er absolvierte 1995/96 den

Zivildienst. Während dieser Zeit wurde er im medizintechnischen Labor an der Universität eingesetzt:

In der Blutbank war ich dann auch zufällig, hab da als gelernter MTA dort schon als Zivi Aufgaben gemacht, die ein Zivi normalerweise nicht übertragen bekommen hätte. Ich hab da auch schon Laborsachen gemessen [...] 1997 wurde eine Schwangerschaftsvertretung frei in der Blutgruppenserologie. Da hab ich dann natürlich zugeschlagen. Ich hab dort schon einen guten Eindruck hinterlassen, das Zivi-Jahr über, und die Laborleitung, die wollte mich dann auch haben. (David, 15:18-26)

Über die Kollegin, deren Stelle er übernahm, sagt er dann noch, sie habe den Betrieb endgültig verlassen, nachdem »sie ein Kind bekommen hatte« (15:26-28). Der junge Mann profitiert gewissermaßen von der Geschlechterungleichheit, die in die Strukturen seines beruflichen Feldes eingelagert ist. Für ihn jedoch markiert dieser Umstand den Beginn einer stabilen Berufsbiographie – allerdings mit gesundheitlicher Unsicherheit. So beginnt David seine autonome Haupterzählung folgendermaßen:

Ja, man muss ja zu der Gehörproblematik auch noch sagen, dass das ein schleichender Prozess war. Ich konnte noch problemlos meine Schule und Ausbildung abschließen. Das hat sich erst in der ersten Zeit auf Arbeit langsam manifestiert. [...] Es war lange Zeit eher eine Grauzone und über Jahre merkte ich, wie ich immer mehr Probleme bekam, die Leute am Telefon zu verstehen. Das wurde immer schlechter, bis ich irgendwann gesagt habe, so geht das nicht weiter. Und dann hat die Betriebsärztin mich eingeteilt nur für Dienste, wo ich keinen Einzelarbeitsplatz habe. [...] Wir [sind] eigentlich sehr spezialisiert mit unseren Aufgaben und der eine macht das Blutgruppenlabor und der andere macht die Kreuzproben, jemand macht im HLA-Labor was [Humane Leukozyten Antigene, Gewebetypisierung]. Der Professor hat mir dann angeboten, mich in andere Arbeitsbereiche so ein bisschen einzuarbeiten, dass ich am Ende überall hingesetzt werden konnte [...] und auch nicht mehr so in diesem akut stressigen Routinebetrieb drin saß. War eigentlich eine ganz angenehme Situation so. Das war recht abwechslungsreich dann zum Schluss und ich hab eine ganze Menge dabei gelernt. Tja, aus der heutigen Sicht, leider so ein bisschen umsonst. (David, 1:24-2:12)

Anders als andere Befragte wird David nicht auf eine niedrigere Tätigkeit beschränkt oder gar aus dem Betrieb herausgedrängt, nur weil er eine Beeinträchtigung erfährt. Vielmehr organisiert der Vorgesetzte die Arbeitsab-

läufe um und erweitert damit sogar noch Davids Aktionsraum. Der Erzähler verweist auf einen signifikanten Zuwachs an beruflicher Kompetenz. Seine Schilderung klingt nach guter Arbeit. Doch nimmt er die Zukunft vorweg: Das Wissen, das er sich in jenen Jahren aneignet, wird an Wert verlieren. David beschreibt die Hörbeeinträchtigung auf ähnliche Weise wie Hannah und Jene N. ihre jeweiligen Augenkrankheiten: Es sei ein »schleichender Prozess«. Warum nur verwenden sie keine Adjektive wie etwa allmählich, schrittweise oder langsam? Möglicherweise übernehmen alle drei mit »schleichend« eine Formulierung der Ärztin bzw. des Arztes im Behandlungsraum. Doch wie ich bereits anmerkte, steht »schleichend« gleichsam für das Lauernde und Un-Heimliche der Krankheit. Das Partizip Präsens von »schleichen« bezeichnet andauernde Aktivität – die Krankheit hält das Individuum in Unsicherheit. Mithilfe dieser sinnlichen Repräsentation lassen sich die eigenen Gefühle wohl besser ausdrücken als mit »graduell«, »progredient«, »progressiv« und dergleichen.

Die Gehörprobleme nahmen weiter zu, während David im Jahre 2016 Veränderungen des Sehens bemerkte:

Ich merkte also, ich konnte irgendwie schlechter lesen. Die Buchstaben waren irgendwie nicht mehr so richtig schwarz, fingen an zu flimmern und schienen irgendwie nicht ganz vollständig zu sein. Aber es war zunächst nur ein leichter Effekt. Beim Arzt hat keiner was festgestellt, organisch alles in Ordnung. Na gut. (David, 2:27-31)

Zunächst schien nur das linke Auge an Sehfähigkeit zu verlieren. Den Grad der Einschränkung im Alltag maß David an der eigenen Mobilität; »konnte auch immer noch Auto fahren« (2:33). David ließ sich in der Klinik gründlich untersuchen, der Befund blieb jedoch unklar:

2017 musst ich dann mit Entsetzen feststellen, so ein Jahr nach den ersten Symptomen, jetzt fängt das auf der rechten Seite auch an. Nun ja, das wurde immer problematischer auf der Arbeit beim Lesen, wenn wir da so auf den Proben Namen verglichen haben und auch Eintragungen im Buch. Ich merkte, das wurde alles immer komplizierter. Auch dann nachher die Ableitung von irgendwelchen Analysen, schwer zu erkennen teilweise, wurde immer schlimmer. Bis ich im Mai gesagt habe, Leute, so geht das nicht weiter. Hier passiert noch irgendwelches Ungemach, ich muss mich erstmal krankschreiben lassen. [...] Zu der Zeit hab ich ja immer noch mit einer Heilung

oder Besserung gerechnet. Dass da sowas Schwerwiegendes dahintersteckt, war mir ja gar nicht klar. (David, 3:9-19)

Anfang 40, hörbeträchtigt, und auf einem Auge Visusabfall. Und jetzt noch das zweite Auge! Bei Hörschädigung ließ sich noch viel kompensieren und umorganisieren. Nun jedoch entsteht eine unheimliche Gemengelage. »Entsetzen«. Die Dramatik in der gelebten Erfahrung spitzt sich in der erzählten Erfahrung zu, durch Formulierungen wie »immer problematischer«, »immer komplizierter« und »immer schlimmer«. Die Unsicherheit wächst enorm. Derweil handelt David persönliches Leid und soziale Verantwortung miteinander aus; »irgendwelches Ungemach« muss vermieden werden. Bevor Schaden für andere entsteht, zieht er sich praktisch selbst aus dem Verkehr. Doch begreifen kann er die Sehschädigung nicht. David erzählt weiter, dass die Ärztinnen und Ärzte für den Visusabfall »Vitamin-B12-Mangel« als Erklärung anboten oder ihn als Folge der durch Gehörverlust ausgelösten »Stresssituation« deuteten (3:19-23). Andere gaben ihre Ratlosigkeit ganz offen zu. Für David blieb die Situation extrem unbefriedigend:

Seit anderthalb Jahren lief ich mit der Diagnose herum, Visusminderung unklarer Genese. [...] Damit kann natürlich kein Mensch was anfangen, da weiß man erstmal natürlich nicht, wo man den Hebel ansetzen soll (David, 3:28-33)

Dieses Zitat widerspiegelt grundsätzliches Vertrauen in die Verstehbarkeit des neuen Stressors. Für dessen Handhabbarkeit steht die richtige Verfahrenstechnik zum Einsatz bereit, wie durch die Metapher des Hebels ausgedrückt. David erzählt, dass er selbst viel recherchierte und sich dann an einer renommierten Klinik in Berlin untersuchen ließ. Danach wandte er sich an einen weiteren Experten. In der Erzählung lässt er den Professor sagen:

Das sieht mir eindeutig nach so einer LHON aus, nach der Leberschen Hereditären Optikusneuropathie. (David, 3:10-11).

Endlich eine brauchbare Erklärung! Sogleich unterzog sich David einer humangenetischen sowie weiteren diagnostischen Untersuchungen. Da ich mit dieser Krankheitsbezeichnung nichts anfangen kann, liefert er mir später eine Erklärung. LHON bezieht sich auf eine erbliche Schädigung des Sehnervs, die nach dem Augenarzt [Theodor K. G.] »Leber [...], der das erstmalig diagnostiziert hat« (21:24-25), benannt wurde:

Mein Bruder, der könnte das theoretisch auch noch bekommen. Die Krankheit bricht bei Männern mit dreimal höherer Häufigkeit aus als bei Frauen. Allerdings vererben es nur die Frauen an ihre Kinder weiter. Die Männer können das nicht weitervererben. [...] Also, das ist ein Gendefekt. Der liegt in speziellen Zellorganellen vor, den Mitochondrien (David, 21:27-33)

Davis Formulierungen deuten auf Grundwissen aus seinem Medizinberuf sowie auf ein hohes Maß an Reflexion. In der Repräsentation seiner Erfahrung objektiviert und rationalisiert er das Leiden. Dies ist seine Art, gleichermaßen zu verstehen und verstehbar zu machen, was mit ihm geschieht. Die Diagnose des Professors und weitere diagnostische Verfahren verleihen ihm ein wenig Sicherheit. Dem zuwider beschreibt er in der weiteren Erzählung die zunehmenden Einschränkungen im Alltag sowie die mit diesen verbundenen Gefahren. So verursachte David beinahe einen Autounfall. Danach ließ er das Auto erst einmal stehen und haderte mit der neuen eingeschränkten Mobilität. Doch schließlich traf er eine Entscheidung:

Naja, das Auto wird nicht besser vom Rumstehen. Dann hab ich Leute zu Rate gezogen und um Hilfe gebeten, dass wir das organisieren, dass das verkauft wird. Tja, das war natürlich alles recht bitter. 2017 war ich im Prinzip schon nach Diagnose an Taubheit grenzend schwerhörig oder funktional taub. Das ist dann der Bereich, wenn selbst mit Hörhilfen keine ausreichende Verständlichkeit mehr gegeben ist. Das ganze Leben wurde langsam zurückgebaut. (David, 5:13-21)

David erzählt zudem, dass er das Auto vor allen Dingen gebraucht habe, um seine Freunde und Familie außerhalb der Stadt zu besuchen. Bevor sein Leben »zurückgebaut« wurde, hatte es längst den öffentlichen Nahverkehr getroffen. Der Verzicht auf das Auto markiert für ihn einen massiven Verlust an Lebensqualität. Sprachliche Repräsentationen wie »Naja« und »tja« und weiter oben »nun ja« und »na gut« stellen keine zufälligen Füllwörter dar. Sie sind Interjektionen, mit denen der Sprecher seine eingeschränkten Optionen und seine stückweise Kapitulation vor dem Prozess der Behinderung ausdrückt.

In der weiteren Erzählung heißt es: »Also, da sah das zeitweilig recht übel aus« (5:29). In dieser Situation empfahl der besagte Professor eine Elektrostimulationstherapie, die allerdings bislang in Deutschland nicht zugelassen war und somit von den Kassen nicht finanziert wurde. Eine Heilung wäre nicht zu erwarten, jedoch Verbesserungen im Bereich des Möglichen gewe-

sen. David meint, er habe »immer gehofft«, dass er danach »wenigstens mit einem Auge [...] wieder vernünftig arbeiten« könnte (4:23-26):

[...] musst ich selbst bezahlen. Ja, die schlug mal eben mit 4.000 Euro zu Buche, aber was tut man nicht alles, wenn man die Möglichkeit hat, dass es sich bessern könnte. (David, 5:32-34)

Durch die Therapie entstehen erhebliche Kosten. Als kinderloser Single mit Einkommen und Ersparnissen vermag David diese Belastung zu schultern. In der Eigenverantwortung treibt ihn die Hoffnung auf Besserung der Situation. Das Zitat verweist erneut auf Davids Vertrauen in die Handhabbarkeit des Stressors. Doch bedauerlicherweise blieb diese Therapie »ohne merklichen Erfolg« (6:6):

Die ganze Geschichte, die sah natürlich nicht so gut aus. Und dann war auch unterdessen die Zeit ran. Ich hatte bei der Rentenversicherung die Teilhabe am Arbeitsleben beantragt. Und der ganze Antrag war soweit durch, dass ich jetzt einen Bescheid bekam, ich müsse zur Kontrolle, zum Test zum BFW nach Halle, für zwei Wochen. (David, 6:10-14)

Davids Geschichte erzählt von unaufhaltsamen organisch-funktionellen Verlustprozessen. Gleichwohl verweist sie auf die Aushandlung von Gesundheit auf der Basis eigener Widerstandsressourcen. Trotz permanenter Verschlechterung des Sehens schöpft David immer wieder Hoffnung. Schließlich jedoch muss er die Aussichtslosigkeit medizinischer Interventionen erkennen und akzeptieren. Jetzt braucht es einen Plan B. David erzählt, dass er sich an der Universitätsklinik sowie bei einem »Blindenverein« (16:28; 23:26) beraten ließ und darüber hinaus eine Kollegin nach deren Erfahrung in einer beruflichen Rehabilitation befragte. Außerdem bemühte er sich um Hilfsmittel, teilweise vergeblich, wie wir in einem früheren Kapitel schon gelesen haben. Letztendlich entschied er sich für die Umorientierung in der beruflichen Tätigkeit. Sein Arbeitsvertrag »ruht jetzt« (15:5):

Die wissen jetzt auch, dass ich in entsprechenden Reha-Maßnahmen bin und soweit ich weiß, hab ich ja Anrecht drauf, dass wenn ich entsprechend wiederhergestellt werde, dass die mich dort wieder unterbringen an irgend-einer Stelle, die für mich geeignet ist. (David, 15:9-15)

Anders als die meisten anderen Befragten besitzt David eine kleine Insel der Sicherheit in einem Meer voller Unwägbarkeiten. Doch bevor es in die blindentechnische Grundrehabilitation geht, muss noch gründlich an den Oh-

ren gearbeitet werden! So lässt er sich im Sommer und Herbst 2018 Cochlea-Implantate einsetzen. Die Hörprothese komprimiert die über ein Minimikrofon empfangenen Schallsignale und digitalisiert sie.³ In Davids Familie gilt diese Hightech als etabliert, denn Mutter und Bruder tragen sie bereits. Ungewöhnlich hingegen ist, dass David die ganze Prozedur extrem beschleunigen lässt. So besteht er auf Verkürzung der empfohlenen Dauer zur Einheilung und Erprobung des ersten Implantats vor Einsetzen des zweiten – »ich hab gesagt, soviel Zeit hab ich nicht. Ich muss eine Ausbildung machen« (8:24-25).

Kulturelles Kapital und Digitalisierung

David verfügte über diverses kulturelles Kapital, denn er akkumulierte in Schule und Berufsausbildung sowie in 20 Jahren Berufspraxis jede Menge Fachwissen und Kompetenzen. Über die Arbeit als MTA sagt er im Interview, dass selbst wenn er »diesen Job gerne noch bis zur Rente gemacht« hätte, »groß aufsteigen hätte [er] da wahrscheinlich nicht können« (36:16-20). Fraglich ist, warum er trotz eines gesicherten Arbeitsverhältnisses bislang keine herkömmliche Fortbildung unternahm. Eine Erklärung wäre, dass er stets andere kulturelle Bedürfnisse und Interessen hatte:

Ich beschäftige mich ja nun schon Jahrzehnte hobbymäßig privat mit Computern [...] Hab die verschiedensten Systeme schon selbst gehabt und darauf gespielt, programmieren gelernt. [...] Systeme selber aufgebaut und aufgesetzt und all sowas und das später auch immer für Bekannte noch gemacht. Also, wenn irgendwas war... David, Rechner rechnet nicht, Drucker druckt nicht. Kannst du mal lang kommen? Da war ich immer Mode. (David, 17:16-25)

Hohe Digitalkompetenz ermöglicht David eine sinngebende Tätigkeit, die ihn erfüllt und ihm zusätzliche soziale Anerkennung verschafft. Informationstechnik ist seine Leidenschaft sowie ein bedeutender Teil seines kulturellen Kapitals. Ihm stünden für die Zukunft sicherlich einige Optionen offen. Daher verunsichern ihn die Informationen, die er basierend auf den Tests beim Reha-Assessments erhält:

3 https://www.med.uni-magdeburg.de/unimagdeburg_mm/Bilder/Kliniken/KHNO/coclear+implant/technik_leitfaden+cochlear+implant-p-8859.pdf (Letzter Zugriff 20.05.2020).

Als ich dann hörte, es geht in die Richtung Büro, war ich natürlich gar nicht glücklich damit. Also, die Büroarbeit war der Anteil an der Laborarbeit, den ich eigentlich immer nicht so sehr geliebt habe. Das war lästiger Kram nebenbei, der dann irgendwann abgearbeitet werden muss. [...] Begeistert war ich nicht, aber auf jeden Fall wurde dann klar, ich hab [...] eine Perspektive. Irgendwo geht es weiter. (David, 6:20-1:5)

David sucht eine Perspektive. Ihm ist nicht genug, der Unsicherheit mithilfe von ein bisschen Weiterbildung Einhalt zu gebieten. Das Leben will wieder planbar sein. Selbst wenn der ihm aufgezeigte Weg nicht ganz den eigenen Präferenzen entspricht, sogar mit Stress durch »lästige« Arbeiten verbunden wäre, die Herausforderung könnte sich dennoch lohnen. Sie muss es sogar, denn eine Alternative scheint es nicht zu geben. Im Verlauf der Grundrehabilitation wird sich David für eine Umschulung zum IT-System-Kaufmann entscheiden, wodurch die Perspektive »Büro« an Attraktivität gewinnt:

[...] da würde ich dann auch halt so Systeme aufsetzen, einrichten, Netzwerke einrichten, User administrieren und sowas [...] Das ist besser als diese reine staubige Büroarbeit [...] Die hätte man denn zu einem gewissen Maße natürlich auch, [...] aber ich hätte dann doch einen Teil an Arbeiten, die mir von den Interessen und Fähigkeiten, die ich jetzt schon habe, auch wirklich liegen würden. Und das ist ja ein wichtiger Aspekt, wenn man bedenkt, dass man die Arbeit dann vielleicht noch 15 bis 20 Jahre macht. (David, 17:16-18:3)

Aus Davids Sicht muss der zweite Abschnitt der Erwerbobiographie gleichermaßen sozial abgesichert und sinngebend verlaufen. Ihn bewegt die Hoffnung, dass die Anpassung an die vorgegebenen Rahmenbedingungen genügend Raum und Zeit für selbstbestimmte Tätigkeit lassen wird. Das Zitat deutet darauf, dass er zunächst mit dem zufrieden ist, was er im Konflikt Behinderung versus eigene Wünsche auszuhandeln vermag. Doch wird er weitere Kompromisse eingehen müssen. So sagte er in der Fokusgruppendifkussion über seine geplante Umschulung: »Ja, das hat halt leider nur die Nebenwirkung, da muss ich zur Strafe nach Halle« (FG B, 21:8-9). Er wohnte bereits während der Grundrehabilitation im Internat. Dies machte ihm nichts aus, weil es ihm in Berlin gefiel, insbesondere wegen der öffentlichen Verkehrsmittel, wie er sagt. Internat in Halle hingegen klang nach unbilliger Härte. Dennoch, mit dem strategischen Ziel, bald wieder »vernünftig arbeiten« zu können, ließ er sich pragmatisch vom Rehabilitationsmanagement ein Stück weit führen.

David schätzt die Digitalisierung unter anderem, weil sie zur Kompensation von funktioneller Beeinträchtigung beiträgt. Ohne sie müsste er vermutlich das Lorm-Alphabet für Taubblinde erlernen. Allerdings kostet die Kompensation Zeit, Kraft und viel Geld. David beschreibt im Interview genauer, wie er sich in der Weiterbildung für Sehbehinderte und Blinde das Hören organisiert. Grundsätzlich nutzt er in Ergänzung zu den Cochlea-Implantaten eine Apparatur zur Übertragung frequenzmodulierter Funksignale (FM-Anlage):

Im speziellen Fall nehme ich das Minimikrofon von Cochlea als Empfänger. [...] Da wird dann verschiedene Hardware angebunden. [...] Meine Tischmikrofone, die haben dann den Vorteil, wenn die mitten auf dem Tisch sind, wo Leute drumherum sitzen, die fangen aus der Umgebung die Sprache ziemlich gut auf, filtern die heraus, unterdrücken Störgeräusche. [...] Dann hab ich dieses Clip-on-Mikrofon [...] Das hat den Vorteil, es fokussiert direkt auf den Sprecher und nach oben, bei dem, der sich das angesteckt hat. Da wird Riesenpalaver aus der Gruppe und sonstige Nebengeräusche, die es noch gibt, weitestgehend unterdrückt [...] Ja, und dann hab ich noch diesen sogenannten Roger Pen. Das ist eine Kombination aus allem. Ein Mikrofon, wie ein Kugelschreiber [...] Das kann ich zur Not mal jemandem hinhalten oder wenn bloß mal jemand eine kurze Ansage macht. Frau [Name Reha-Integrationsmanagerin] kommt rein, ach übrigens wir machen jetzt das und das, erledigen Sie diese und jene Aufgaben und dann geht sie wieder los, packt das wieder hin [...] Ja, ist nicht die perfekte Lösung. Ich bräuchte Mischbetrieb, sodass ich vielleicht Rechner als auch diejenigen, der irgendwas diktiert, hören kann. Es ist nicht so perfekt möglich, aber immerhin hab ich jetzt eine brauchbare Lösung gefunden. (David, 10:2-28)

Zusätzlich zu FM-Anlage, Tischmikrofon, Clip-on-Mikrofon und drahtlosem Roger Pen nutzt David eine PC-Brille und spezielle Lupen. Der Einsatz der einzelnen Geräte erfolgt situationsabhängig. Für jede spezifische Hörsituation bzw. Sehsituation braucht es jeweils ein Ensemble aus diversen Hilfsmitteln, die teilweise ständig mit sich geführt werden müssen. Seine multifunktionale und multitechnische Kompensationskompetenz ist bereits hoch, er diversifiziert sie beständig weiter. Den Ausbilderinnen kann er so in deren Herausforderung durch einen Hörgeschädigten entgegenkommen und die Kommunikation im Raum erleichtern. Diese verläuft allerdings nicht konfliktfrei. So berichtete David bereits in einem früheren Kapitel von den technischen Fallen des Computer-Brailles und Auseinandersetzungen mit dem Personal.

Ich greife an dieser Stelle das Thema wieder auf, indem ich ihn über Schwierigkeiten in der Anwendung eines Screenreaders erzählen lasse:

Ich hab mich neulich mit Frau [Reha-Integrationsmanagerin] gezankt [...] Die haben so eine Standardkonfiguration, so *one size fits all* [...] Das ist völlig daneben. [...] ich bräuchte an verschiedenen Stellen halt, um das weitestgehend zu kompensieren so meine eigenen Einstellungen. Da führt ja kein Weg dahin. Ich war ja ziemlich sauer. Ich hab gesagt, wenn man irgendwelchen Behinderten noch zusätzliche Probleme und Barrieren schafft, die eigentlich nicht sein müssen, das ist ja schon irgendwo diskriminierend. (David, 30:31-31:5)

Das Zitat verdeutlicht den Widerspruch zwischen den individuellen Ausgangsbedingungen des lernwilligen Subjekts und der Vorstrukturierung der Wissensvermittlung. Wie alle anderen wurde David nach medizinischen Kategorien und einer an diese gekoppelten Bedarfsbestimmung im Raum der Anpassung platziert, seine digitalen Arbeitsmittel entsprechend konfiguriert. Doch damit werden neue Barrieren gegen seine Partizipation errichtet, und so sieht sich David in seiner Tätigkeit behindert. Seine Erzählung exemplifiziert Exklusion in der Inklusion. In diesem Bewusstsein »zankt« er genau an dem Ort und zu dem Zeitpunkt, wo das konkrete Problem auftritt und wartet nicht bis zur nächsten von oben angeordneten Feedback-Runde. Er kann nicht warten, die Zeit läuft gegen ihn. Der aus den sozialen und technischen Konfigurationen herrührende Konflikt bedeutet zudem eine Vergeudung von Energie, die er eigentlich dringend für das Lernen bräuchte. Seine Selbsteinschätzung liest sich nämlich folgendermaßen:

Also, ich muss in Sachen Brailleschrift nun wirklich gut werden. Das richtig top beherrschen irgendwann mal. Manchmal krieg ich noch so meine Bauchschmerzen, wenn wir hier so sitzen und das Ganze wird immer komplexer mit der Punktschrift, mit der Kurzschrift, immer mehr Zeichen, die man sich da merken soll. Das Lesen geht ja noch sehr schleppend voran. (stöhnt) Ach, schaff ich das überhaupt. [...] Ich war ja eigentlich immer ganz schon faul. Mir ist das immer im Unterricht so zugeflogen, hab auch immer die guten Prüfungsthemen erwischt, wo ich gut durchkam [...] Jetzt [muss man] lange Zeit richtig dran arbeiten, üben. Da krieg ich manchmal Bauchschmerzen. Schaff ich das überhaupt? (David, 11:13-28)

Diese Passage gehört noch zur autonom gestalteten Haupterzählung. David zeigt sich als Mann mit reichlich Kompetenzen, der dennoch stark verun-

sichert ist. Das aus Sozialisation und Bildung stammende kulturelle Kapital reicht für die neuen Herausforderungen nicht aus. Bis hierhin nämlich hatten ihm stets Intelligenz, Fähigkeiten sowie Fortuna geholfen, gut durchs Leben zu kommen und dabei sinnerfüllte Arbeit, selbstbestimmte Freizeit sowie Anerkennung zu erfahren. In der Schule zugleich »faul« und erfolgreich gewesen zu sein, klingt nach geschlechternormativer Erinnerung; die Mädchen waren nicht so schlau und mussten daher fleißiger sein. Jetzt stellt sich für David das Erlernen der Brailleschrift als enorme Hürde heraus, die mit seinen bisher erprobten Formen der Aneignung kaum zu bewältigen scheint. Da jedoch sein Ziel in der Rückerlangung der Arbeitsfähigkeit besteht, muss er »arbeiten«, »wirklich gut werden«. Er muss die Schrift »top beherrschen«, denn erst dann kann er wieder oben sein (top) und seine Tätigkeit selbst kontrollieren (beherrschen). Der Druck zur Anpassung verursacht »Bauchschmerzen«, durch deren Wiederkehr die Unsicherheit verstärkt wird. Ich lese das Zitat als Hinweis auf die Erschütterung eines männlichen Rollenmodells. Kurz danach spricht David die Angst vor dem sozialen Abstieg sehr deutlich an. Er bezieht sich dabei auf die Zeit nach der Freistellung von der Arbeit:

Ich hab ja schon Befürchtung gehabt, jetzt geht das wirtschaftlich alles bergab, wo kommt das Geld her, demnächst fall ich vielleicht auf Hartz-IV-Niveau ab. (David, 13: 26-28)

Alles, nur kein Hartz IV! David gehörte nie zu den Gutverdienenden, doch zur Zone der Armut bestand bislang eine recht große soziale Distanz. Die Brailleschrift könnte sich für seine Partizipation an Arbeit und Gesellschaft als nützlich erweisen. Trotzdem bleibt die Unsicherheit, weil die Augenerkrankung ihren zerstörerischen Endpunkt noch nicht erreicht hat:

Wenn das immer weiter immer schlechter wird, das macht mir schon irgendwie Bauchschmerzen. Wie wird das dann mal irgendwann mal? Hoffentlich bleibt mir der weiße Stock erspart. Und dann ist man ja wirklich richtig abhängig. (David, 12:29-33)

Wie bereits im vergangenen Kapitel erscheint der Langstock als eine ambivalente Mobilitätshilfe, die das »Stigma« für alle sichtbar machen würde. Neben Verwundbarkeit markiert er für David faktische Abhängigkeit.

Behindertwerden und Identität

David beendet seine autonome Haupterzählung auf sehr interessante Art und Weise. Nach Ansprechen des Worst-Case-Szenarios und »weißen Stocks« betrachtet er seine persönliche Situation in einem gesellschaftlichen Kontext:

Es wird ja in Deutschland für Leute wie mich eine ganze Menge angeboten und eine ganze Menge gemacht. Also, in anderen Ländern sähe es jetzt deutlich übler aus für mich. In den USA hätte ich vielleicht noch nicht mal eine Krankenversicherung. [...] Da könnt ich jetzt wahrscheinlich mit einem Becher durch die U-Bahn tingeln. Das bleibt mir hier zum Glück erspart [...] Und jetzt ist es meine Aufgabe, das, was mir geboten wird, entsprechend umzusetzen, dass da auch irgendwas Sinnvolles draus wird. Man investiert da ja eine ganze Menge Geld in mich [...]. (David, 13 5-18)

Hier lohnt sich wieder eine ausführliche Interpretation. Ich beginne mit »Leute wie mich«. Im Spiegel von Davids bisheriger Erzählung würden sich folgende Decodierungen anbieten: chronisch Kranke, Sehbehinderte, Hörgeschädigte oder Mehrfachbehinderte. Doch trifft eine der Möglichkeiten zu? Zum gegenwärtigen Zeitpunkt verbringt er 40 Stunden wöchentlich gemeinsam mit anderen Sehbeeinträchtigten. Ferner spielt er auf Gemeinsamkeiten mit mir an; bezüglich Brailleschriftlernen (»kennste ja selber«, 25:32). Es findet sich jedoch kein expliziter Hinweis auf ein Kollektiv der Sehbehinderten und Blinden oder der Menschen mit Behinderungen, im Gegenteil. Das Wort »Sehbehinderung« fällt in der Aufnahme nicht ein einziges Mal, »Sehbehinderte« erscheinen lediglich als Teil eines Programmtitel (»Job BUS plus-Programm [...] für Blinde und Sehbehinderte«, 24:7-9). Beraten wird David vom »Blindenverein«, während er von seiner Lerngruppe etwas distanziert von »Leuten« (9:23; 26:32) bzw. »irgendwelchen Behinderten« (31:4) spricht. In seinem Erwachsenenendasein war David zunächst höreingeschränkt, erst dann kamen die Sehprobleme. Vor diesem Hintergrund liegt die Schlussfolgerung nahe, dass für ihn Sehbehinderte keine besondere Gruppe konstituieren. Fazit: Die Bedeutung der Phrase »Leute wie mich« bleibt unklar.

Des Weiteren möchte ich das Verb »anbieten« aufgreifen. Der Staat biete für benachteiligte Menschen »eine Menge« Leistungen und Möglichkeiten an. Die dreimalige Nennung von »Menge« verstärkt den Gegensatz zwischen dem, was der eigene Staat unternimmt und dem, was andere Staaten versäumen. Gedeutet werden könnte die Wiederholung von »Menge« als ein Hinweis auf das Gefühl der Erleichterung: David lebt am richtigen Ort und auch zur

richtigen Zeit. Allerdings beschönigt er die Versorgung von Menschen mit Behinderungen in Deutschland keineswegs. Nein, hier ist es übel, dort jedoch noch viel übler. Der Vergleich zu einem Gesundheitssystem, das stärker als das eigene die sozialen Klassengegensätze widerspiegelt bzw. auf Dauer stellt, ergibt Sinn. Denn David kämpft selbst um seinen Klassenerhalt. In der Formulierung »mit dem Becher durch die U-Bahn« scheinen abermals Davids Ängste vor dem sozialen Abstieg auf. So erinnern in der Berliner U-Bahn die um Almosen bittenden Menschen an die lauernde Gefahr des Abstiegs. Ich lese dieses Zitat als einen Hinweis auf internalisierte Vorstellungen von Behinderung im Sinne von »handicap«, bettelnd mit der Mütze in der Hand (vgl. Barnes et al. 1999: 6). Davids Argument bleibt nicht bei den Vorzügen des eigenen Staats und dem Worst-Case-Szenario stehen. Es gilt nämlich, ein schlechtes Ende abzuwenden. So lenkt er den Blick auf seine eigene Handlungsmacht: *meine Aufgabe, umzusetzen, was mir geboten wurde, sowie Investitionen in mich zurückzuzahlen*. Als ich ihn frage, ob versorgt zu werden nicht sein gutes Recht sei, erwidert er: »Ja, zum Glück gibt es das alles« (13:24) – in Deutschland. Mit Davids Aussage werden Arbeit und Staatsbürgerschaft in Bezug zueinander gesetzt. Ich höre hier ein Echo auf den Diskurs vom »aktivierenden Sozialstaat«; Inklusion bedeutet Investition in Humankapital. Davids Aussage repräsentiert Zustimmung zu einer bestimmten Form der Verhaltensregulation durch den Staat. Insofern belegt sie die Wirkmacht von Gouvernementalität als einer Form des Regierens durch Sozialtechnologien der Steuerung und Führung (vgl. Foucault 2008). Diese Einstellung konstituiert keinen Widerspruch zu Davids Abwehr gegen dreiste Überwachung. Er ist nicht gegen das Regiertwerden an sich, nur gegen einige seiner Erscheinungsformen.

Sein Argument liefert ferner Hinweise auf eine bestimmte Facette von männlicher Normativität und Identität. Um das zu erklären, muss ich eine weitere Passage heranziehen. So hatte sich David vom »Blindenverein« beraten lassen und sagt:

[...] ich bin dann natürlich auch dort eingetreten in den Verein, so dass ich mit meinen Beiträgen dann ein kleines bisschen die Sachen mitfinanziere, die ich dort in Anspruch genommen habe. (David, 24:19-21)

Davids Handeln ist mit Sicherheit vom Konzept der Solidargemeinschaft geleitet. Gleichzeitig will er mit seinen Mitgliedsbeiträgen eine Schuld begleichen, ähnlich wie er die Erwartungen des in seine Weiterbildung investierenden Staates später »umsetzen« will. David empfängt nicht gern.

Er scheint lieber etwas zu geben, und gegebenenfalls gibt er etwas zurück. Dieses Deutungsmuster erinnert mich an anthropologische Tauschtheorie. Als produktives Mitglied der Gesellschaft hat David dem Staat etwas gegeben. Nun gibt ihm der Staat etwas und David wird in Zukunft wieder an ihn zurückgeben. Weder David noch der Staat berechnen die jeweilige Schuld auf den Cent genau. Der Tausch von Leistung repräsentiert vielmehr eine Zwischenform von monetär und symbolisch. Der Religionswissenschaftler Marcel Mauss ([1925]1989) prägte den Begriff Reziprozitätszyklus: Geben, Nehmen, Erwidern. Der Austausch von Gaben dient der Herstellung, Stabilität und Persistenz sozialer Beziehungen. Beim Soziologen Pierre Bourdieu (1976) wird Reziprozität mit Herausforderung und männlicher Ehre in Zusammenhang gebracht. Eine Gabe anzunehmen, kommt einer Herausforderung in der eigenen Ehre gleich und muss erwidert werden, doch nicht prompt. Denn die Dauerhaftigkeit der sozialen Beziehung zwischen denjenigen, die am Tausch beteiligt sind, resultiert aus einer »Strategie der Zeitlichkeit« (Bourdieu 1976: 217). David treibt die Angst vor dem Abstieg um. In seiner Selbstkonstruktion als der gebende Mann erkenne ich eine diskursive Strategie gegen die Exklusion. Bezeichnend ist eine spätere Stelle, die auf meine Frage nach seiner Deutung zum Begriff »Inklusion« entsteht:

Inklusion ist ja, dass man die Leute mit Behinderung unter normal Funktionierenden, wie immer man das sagen will... Eben halt integriert. Ja, na gut, das ist grundsätzlich ja eine sinnvolle Idee. Darauf zielt ja auch gewissermaßen die Ausbildung ab [...], dass man nachher weitestgehend wieder normal in der Gesellschaft funktionieren kann. (David, 32:1-9)

Das nachdenklich stimmende Wort lautet: »funktionieren«. Ist David ein kleines defektes Teilsystem innerhalb einer großen Maschine, das nach der Reparatur reintegriert werden wird? Was in der sprachlichen Repräsentation »funktionieren« miteinander verschmilzt, sind zum einen die Kategorien des begeisterten Hardwarebastlers, zum anderen internalisierte Kategorien der Medizin und an diese gekoppelte Narrative von Behinderung. Doch würde Davids Wiederherstellung unvollkommen bleiben. Das scheint ihm bewusst zu sein. Daher ist es nicht Wissen, sondern Hoffnung, die ihn aufrechterhält. Es muss doch möglich sein, wieder »weitestgehend« sinnvolle und produktive Arbeit für die Gesellschaft zu leisten. David sehnt sich nach Normalität.

Kurzes Fazit

Harry und David zeigen beide grundsätzliches Vertrauen in die Verstehbarkeit ihrer Sehbeeinträchtigung bzw. Hörbeeinträchtigung. Strecken der diesbezüglichen Unsicherheiten konnten sie hinter sich lassen und den Prozess reflektieren. Ferner belegen ihre Erzählungen Vertrauen in die Handhabbarkeit der besagten Stressoren. Selbst wenn der einmal eingeschlagene Pfad abrupt im Nichts enden mag, sie suchen stets nach einem neuen. So steht in ihren Repräsentationen nicht die Krankheit im Mittelpunkt, ebenso wenig die seelischen Verletzungen durch Behinderung, sondern die Suche nach Lösungen. In der Bedeutsamkeit ist die Sehschädigung relativ gemessen an der Hörschädigung (David) bzw. an Behinderung als einem gesellschaftlichen Ausgrenzungsprozess (Harry).

Harry und David bewegen sich in gegensätzliche Richtungen auf dem Kontinuum der Arbeitsgesellschaft (vgl. Castel 2008). Harry wurde als Kind zwar zunächst aussortiert, doch gelang ihm die Akkumulation von Bildungskapital. Mithilfe von Jobs versuchte der aus der unteren Mittelschicht stammende Student, seine soziale Position zu halten bzw. zu verbessern, der Hochschulabschluss blieb ihm allerdings versagt. Durch eine Reihe von Exklusionsmechanismen wurde er in die Peripherie der Gesellschaft abgedrängt. Die Exklusion führte zu einer extremen Einschränkung der Partizipation an den durch die Gesellschaft anerkannten Möglichkeiten eines gelungenen Lebens (vgl. Kronauer 2002). Seine aktive Mitarbeit in einem Interessenverband für Blinde und Sehbehinderte wirkte in ihrer sinngebenden Funktion immerhin stabilisierend. Denn einerseits erfuhr er Anerkennung, andererseits half der Erfahrungsaustausch bei der Politisierung seiner Ausgrenzung als einzelnes Subjekt. Die Marginalisierung von Sehbehinderten und Blinden rationalisierte Harry mithilfe der wissenschaftlichen Begriffe, die ihm sein Bildungskapital als Widerstandsressource lieferte. Da ihm in seiner sonstigen Tätigkeit jedoch die Anerkennung verwehrt wurde, war seine kulturelle Stabilität gefährdet. In starkem Kontrast dazu war Davids Leben in der Arbeitsgesellschaft von Kontinuität und Stabilität bestimmt. Er hatte gute Arbeit und blieb Teil seines beruflichen Feldes. Davids hauptsächliche Strategien gegen die Exklusion bestanden in technischer Kompensation und Lerntätigkeit. Die Letztgenannte erwies sich jedoch als enorme Herausforderung und verursachte zusätzlich Unsicherheit. Gleichzeitig war er von der Angst getrieben, noch weiter an Funktionsfähigkeit zu verlieren und damit letzten Endes doch in den Strudel des sozialen Abstiegs gezogen zu werden.

Seine Aussagen deuten darauf, dass ihm die Gesetze jenseits des Ereignishorizonts, hinter dem sich das Schwarze Loch der Prekarisierung und Armut erstreckt, bekannt sind; er kann sie sogar deuten. Ihre volle Bedeutung indes entzieht sich bislang seinem Blick. Beide Repräsentationen weisen auf eine spezifische Facette männlicher Normativität. So gehört zur Identität beider Männer die internalisierte Rollenzuschreibung, der Gesellschaft *zu geben*. Sie streben danach, etwas zu konstruieren, zu entwickeln und zu schaffen. Mit aller Kraft wehren sie sich dagegen, auf abhängige und überwachte Empfänger irgendwelcher Leistungen reduziert zu werden.

Die Rekonfigurationen der Lebensentwürfe divergieren charakteristisch. David rekonfigurierte seinen Lebensentwurf in moderater Art und Weise. Für diese Tätigkeit brachte er dasjenige kulturelle Kapital mit, das im digitalen Kapitalismus als besonders hochwertig gilt. Hingegen wurde Harry durch den dauerhaften Ausschluss in der Entwicklung eines Lebensentwurfes als einer beständigen sinngebenden Figur von Anfang an behindert.

5.3 Den Lebenstraum verteidigen oder: Markus und der Blick des Unternehmers

Standen in der bisherigen Betrachtung ausschließlich Personen im Mittelpunkt, die in ihrer jeweiligen Erwerbsbiographie Arbeitnehmende gewesen waren, so soll es abschließend um einen selbstständigen Unternehmer gehen. Es wird ein letztes Mal die Hypothese zu überprüfen sein, dass Rekonfigurationen des Lebensentwurfes vom individuellen Umgang mit der Seheinträchtigung, dem kulturellen Kapital sowie der Identitätsarbeit abhängen. Mit der gezielten Auswahl eines Unternehmers reagiere ich auf den Fakt, dass berufliche Selbstständigkeit von Menschen mit Behinderungen in der Forschung ein vernachlässigtes Thema darstellt. Der hier vorliegende Fall wird demonstrieren, wie berufliche Selbstständigkeit als ein zentrales Moment der Selbstkonstruktion zu widersprüchlichen Formen der Bewältigung von Behinderung führen kann.

Interviewpartner: Markus

Alter: 57 Jahre

Höchste Qualifikation: Berufsausbildung zum Triebwagenfahrer

Personenstand und Wohnsituation: verheiratet

Letzte Tätigkeit vor letzter Weiterbildung: selbstständiger Kurierfahrer
Beschäftigung zur Zeit des Interviews: angestellt in Privatwirtschaft
Krankheitsbild: Anteriore Ischämische Optikusneuropathie (AION), umgangssprachlich: Augeninfarkt (Verschluss des Sehnervs)

Gesundheit und Arbeit

Wie bei allen anderen startete die Interviewaufnahme mit meiner Einladung an den Gesprächspartner, seine Lebens- und Arbeitsumstände zur Zeit der ersten Symptome seiner Augenkrankheit zu beschreiben. Die Art und Weise, in der Markus seine Erzählung begann, überraschte mich:

Ja, dann werde ich mal losschießen. Und zwar, also ich war jahrelang selbstständig. Also, seit 1996 war ich selbstständig. Und vor meiner Selbstständigkeit war ich immer im Verkehrsgeschehen, also im Straßenverkehrsgeschehen tätig. Das begann ja mit der Ausbildung als Straßenbahnfahrer, was ich so ein paar Jahre gemacht hab. Und dann als Berufskraftfahrer beim Außenhandel der ehemaligen DDR. Und ich machte mich 1996 selbstständig, als ich oder nachdem ich aus der DDR geflohen bin, gemeinsam mit meiner Frau. Wir sind noch 89, als die Mauer noch stand, [...] rübergemacht, und sind dann in [Bundeland] gelandet. Und da begann ich meine Laufbahn dann als Paketzusteller. Na, also wieder Auto fahren, Pakete zustellen, Auto fahren, Pakete zustellen und diese ganzen Geschichten. Und im Zuge dessen sind wir aber dann wieder [...] zurückgezogen. [...] und 1996, als bei [Name Logistik-Konzern] dann so die Führungsriege wechselte und dann die Paketzustellung teilweise outgesourced worden ist [...], wollte ich nicht mehr für einen Subunternehmer arbeiten, sondern hab gedacht, okay, ich begeben mich in die Selbstständigkeit. Weil ich da jemanden kennengelernt hatte, der das erfolgreich gemacht hat. Und dann war ich erstmal ein Kurierfahrer mit so einem kleinen Twingo, so in der Stadt hin- und hergefahren. Das hat unheimlich viel Spaß gemacht. (Markus, 1:27-2:12)

Aus dem Interview lässt sich das Folgende rekonstruieren: Geboren 1962, Besuch der polytechnischen Oberschule bis 1978, Berufsschulabschluss Anfang der 1980er Jahre, danach Straßenbahnfahrer sowie Kraftfahrer; irgendwo dazwischen vermute ich den NVA-Dienst. Wie Tausende anderer unzufriedener Bürgerinnen und Bürger schaffte er nur wenige Wochen vor der Erhebung im Herbst 1989 die Flucht in den Westen. Was bei der Eingangssequenz ins Auge springt, sind die Wörter »selbstständig« und »Selbstständigkeit«. Im

Interview spricht er sechsmal von »selbstständig«, zweimal »Selbstständigkeit« und dreimal »Selbstständiger«. Damit finden sich fünf der insgesamt elf Stellen dicht gedrängt zu Beginn der Selbstrepräsentation. Interessanterweise wird er nie das Wort »eigenständig« verwenden oder von sich selbst als »Unternehmer« sprechen, höchstens indirekt auf sich als »Subunternehmer« verweisen (3:9). In der Eingangssequenz steckt sehr viel Bewegung, sie repräsentiert Mobilität. Politisch-geographisch geht es von einem System in das andere und danach wieder zurück in einen Raum des Umbruchs. Aus einer klassenanalytischen Perspektive gesehen, lässt sich mit dem sozialen Aufstieg des Arbeiterkindes von abhängiger Beschäftigung zur Selbstständigkeit eine vertikale Bewegung erkennen. Ferner vollzieht sich in beiden Positionen als abhängig Beschäftigter und Selbstständiger die Tätigkeit hauptsächlich durch die Handlung des Fahrens. Dieses Verb fällt im Interview 40-mal. Augenscheinlich ist »selbstständig« das Adjektiv zur sozialen Distinktion, während »fahren« für 35 Jahre erfülltes Berufsleben steht. Weder in der Sequenz oben noch an anderer Stelle findet sich ein Hinweis auf eine gebrochene DDR-Biographie. Im Gegenteil, seine Flucht sowie die tiefgreifenden sozialökonomischen und kulturellen Transformationen nach 1989 eröffneten Markus die Chance zu mehr Bewegung.

Was im Gegensatz zu allen anderen Interviews in diesen ersten Minuten fehlt, ist das Thema Gesundheit. Vielmehr konzentriert sich Markus zunächst auf seine Arbeit. Nach einer kurzen Phase als selbstständiger Paketfahrer bekam er das Angebot, in das Geschäft als Partner einzusteigen:

Und dann ging das so, dass ich da das erste Mal dann Mitarbeiter hatte. Ja, und das baute sich dann auf zu so einem Einzelunternehmen [...] Und dann hatte ich bis zu zehn Mitarbeiter nachher. Das hab ich so ein paar Jahre gemacht und dann kam der ganz große Deal. (lacht) (Markus, 2:17-21)

Hier unterbricht er seine Geschichte und entschuldigt sich für die folgende Ausschweifung mit den Worten: »das hängt ja mit der Vergangenheit zusammen« (2:25). Ich frage nichts, sondern ermuntere zum Weitererzählen, und so fährt er fort:

[...] weil ich mein Leben lang immer nur in der Verkehrsbranche tätig war, nichts anderes, ja? Dementsprechend meine Qualifikation auch nicht so gut aussieht. Aber ich hab dann natürlich einen ganz großen Wurf gelandet gemeinsam mit zwei Geschäftspartnern. Und da haben wir ein ganzes Depot von [Name Logistik-Konzern] [...] übernommen. Und das hatte sich so ent-

wickelt, dass wir nachher bis zu 200 Mitarbeiter geführt hatten [...] also als GmbH dann, ja? In der ich dann Geschäftsführer war. [...] Und da hab ich dann eigentlich gelernt, ein Geschäft zu führen, weil ich mich damit immer auseinandersetzen musste. Also Personalführung, Buchführung logischerweise und all die Sachen, die gesetzlichen Bestimmungen, die da erforderlich sind. Also, ich hab mir das alles *learning by doing* angeeignet (Markus, 2:29-3:6)

Die Formulierungen »großer Deal« und »großer Wurf« markieren einen Sprung und repräsentieren das Zusammentreffen von Geschäftsgeschick, Glück und neuen Herausforderungen. Was ihm an betriebswirtschaftlicher Qualifikation fehlt, macht der »Geschäftsführer« – ein Wort, das er im Interview sechs Mal auf sich bezogen nennt – durch autodidaktisches Lernen wett. Markus obliegt die Kontrolle über die Arbeitsorganisation, er übt Entscheidungsgewalt aus, wenn auch in Partnerschaft mit anderen. Er hat damit sehr viel mehr Freiheit erlangt, als ihm eine Tätigkeit als Straßenbahnfahrer (in der DDR) hätte bieten können.

Aus dem Fortgang der Geschichte erfahre ich, wie der Raubtierkapitalismus Markus' Ausflug in eine höhere Klassenlage alsbald beendete. Der Auftraggeber setzte sich als Konzern durch: »die wollten dann nicht mehr, dass die Subunternehmer haben, die so groß sind«, haben dem Unternehmen »wichtige Touren weggenommen« und es in die Insolvenz getrieben; »das war dann der Untergang« (3:7-14). Rechtzeitig jedoch, gründete Markus mit einem anderen Partner eine »Spezialdienstleistungsfirma« und blieb damit weiterhin in der Paketbranche. Aufgrund von Differenzen mit dem Partner ging »auch das in die Binsen«, woraufhin er als Subunternehmer für einen Logistikkonzern zu arbeiten begann, allerdings »auch wieder mit zehn Angestellten« (3:18-27).

Die Erzählung geht nun über zum Thema Wohnen. Seine Ehefrau und er beschlossen in der damaligen Situation, ein Haus zu bauen. Das kinderlose Paar war zu dem Zeitpunkt 47 bzw. 48 Jahre alt:

Also recht spät. Aber dafür hab ich so gekämpft. Ich hab mein Leben lang ... Ich wollte mit 55 eigentlich gar nicht mehr arbeiten. Das war eigentlich mein Hauptziel. (lacht) Da wollt ich mich dann wirklich zurücklehnen und sagen, (klatscht in die Hände) okay, hab jetzt alles in der Tasche, und dann ist alles schick. Das ist mein Lebensentwurf eigentlich gewesen. (Markus, 3:32-4:3)

Und kurz darauf heißt es:

Urlaub war, wenn dann mal fünf Tage. Also, ich hab mein Leben lang wenig Urlaub gemacht, weil man immer auf dieses Ziel hinausgesteuert ist, weiß du? (Markus, 4:30-32)

Lebensentwurf: wirtschaftliche Selbständigkeit, Eigenheim auf eigenem Grund, ab 55 ruhiges Leben in Wohlstand. Den Zielen »Eigenheim« und »zukünftiger Wohlstand« wurde ein ganzes Stück Lebensqualität geopfert. Denn dem unternehmerischen Selbst fehlte es aufgrund seiner ursprünglichen Klassenlage immerzu an dem nötigen Kapital sowie passenden Netzwerkbeziehungen. Markus beschreibt seine Erwerbsbiographie mit »immer finanzielle Schwierigkeiten« gehabt (4:23) und »gearbeitet, gearbeitet, gearbeitet« (5:1). Doch gehört selbstgestaltetes Wohneigentum zum Selbstbild des Unternehmers dazu. Des Weiteren steht das Haus sinnbildlich für die Suche nach Sicherheit in einem von Risiken bestimmten Leben. Doch die Suche nach Sicherheit wird ganz plötzlich und unerwartet erschwert. Seine Ehefrau ist bereits seit zwanzig Jahren durch eine chronische Krankheit nur eingeschränkt erwerbstätig. Nun trifft es Markus:

Ja und dann kam das Jahr 2016. Und im Januar wusste ich noch nicht, dass ich auf einem Auge fast erblinde. (lacht) Dann ... Da ist es dann passiert. (Markus, 5:7-9)

Das Lachen wirkt verzweifelt, und es dauert nicht lange, bis Markus eine kurze Pause zum Durchatmen braucht. Im Laufe des Jahres wird er zunächst auf dem einen Auge und später auf dem anderen jeweils einen Infarkt erleiden. Die Fachbezeichnung beherrscht Markus nicht ganz, er muss sie mit dem Smartphone googeln. Außerdem verwechselt er in der Erzählung, welches Auge zuerst erkrankte und korrigiert sich später. Ähnlich wie bei anderen Interviewten zieht sich die Ursachensuche hin. Vom unklaren Befund geht sie über die Diagnose Alterserscheinung bis zu Infarkt und irreparable Sehnervenschädigung. Die Schwierigkeiten der Medizin, eine genaue Diagnose zu stellen, erklärt sich der schlanke bewegungsfreudige Vegetarier Markus so:

[...] weil diese Krankheit typisch ist für Diabetiker oder für, ja, eben dickleibige Menschen. [...] Gefäßkrankheiten und Herzkrankheiten können sowas auslösen. Und ich war [...] sehr gesund, sodass wir uns alle nicht vorstellen konnte, warum das passiert ist. [...] Du hast keine anderen Wehwehchen und für dein Alter bist du eigentlich noch topfit. (Markus, 6:19-26)

Markus betrachtet sich als Mann, der früher kerngesund war. Interpretieren lässt sich diese Selbstkonstruktion im Sinne von Anpassung an die männlich dominierte kapitalistische Klassengesellschaft, in der nur die »Fittesten« die verschärften Kämpfe um Ressourcen überleben. Normative Vorstellungen von körperlicher Perfektion und eine daraus abgeleitete Distinktion zu anderen Menschen sind charakteristisch für sein Selbstbild. Markus frühere Vorstellungen von Gesundheit und Arbeit werden allerdings erschüttert, als das zweite Auge erkrankt:

Dann gingen plötzlich die Zweifel los. Also ich hatte mir ja mit dem ersten Auge keine Sorgen gemacht, weil ich immer noch damit fahren konnte, Geld verdienen konnte. Alles war easy, alles war immer noch gut [...] Und da ging es los, dass ich darüber nachgedacht habe, ich werde nicht mehr Auto fahren können und das ist meine einzige Einnahmequelle. (Markus, 7:24-30)

Wie schon an den Geschichten von Hannah und David zu sehen war, stellt der Verzicht auf das Auto eine wichtige Entscheidung zwischen der gewohnten Mobilität und der Akzeptanz der Einschränkung dar. Viele Menschen, die im Erwachsenenalter eine Sehbeeinträchtigung erfahren, hadern lang mit sich, bis sie das Autofahren endgültig aufgeben (vgl. Himmelsbach 2009: 229). Für Markus war die Situation dramatischer, denn es ging um die Kerntätigkeit seiner Erwerbsbiographie.

Kulturelles Kapital und Digitalisierung

Markus sah nicht mehr viele Möglichkeiten und so beschloss er, sich Hilfe zu holen. Er beantragte beim Jobcenter Grundsicherung und wandte sich an einen Interessenverband für Blinde und Sehbehinderte und damit an die »Spezialisten«, die wissen, »was man machen kann« (11:28-29). Er erkundigte sich an verschiedenen Stellen, welche Möglichkeiten ein Selbstständiger mit »Behinderungsgrad 70« (12:21) hätte und ob es staatliche Unterstützung gäbe. Er prüfte zwischendurch jedoch noch eine andere Option:

Es gab dann auch den Plan B, tatsächlich irgendwo zu arbeiten. Aber da musste ich dann auch feststellen, du bist jetzt sehbehindert und hast keine Qualifikationen. Da kommen wir dann zu dem Thema Straßenbahnfahrer, Paketzusteller, Geschäftsführer, 200 Mitarbeiter geführt, aber keine Qualifikationen, keinen Nachweis, keine Zertifikate. Die Menschen, die wollen alle nur Papier sehen. Die wollen nicht wissen oder die glauben dir wahrschein-

lich nicht, dass du dazu in der Lage bist, wenn du nicht die entsprechende Ausbildung oder Nachweise hast. (Markus, 14:8-17)

Abhängige Beschäftigung ist für Markus nur die zweite Wahl. Zugleich schätzt er seine Chancen, in der Paketbranche als Führungskraft angestellt zu werden, als äußerst gering ein. Seine Berufserfahrung ist weniger angesehen als eine betriebswirtschaftliche Ausbildung mit IHK-Prüfung, ein Studienabschluss oder Arbeitszeugnisse. Es mangelt ihm an kulturellem Kapital »in institutionalisiertem Zustand« (Bourdieu 1983: 185). Des Weiteren – und das thematisiert er an dieser Stelle nicht – ist er inzwischen Mitte Fünfzig, was seine Chancen zusätzlich schmälern dürfte. Inwiefern »sehbehindert« zu sein, seine Aussichten verengt, soll hier erst einmal zurückgestellt werden. Zunächst schließt sich ein Argument: Plan A kann mit den derzeit verfügbaren oder zugänglichen Ressourcen nicht realisiert werden. Plan B kann aufgrund der den Arbeitsmarkt bestimmenden Regeln ebenso wenig umgesetzt werden. Daher zurück zu Plan A. Markus wirft seine Erwerbsbiographie nicht einfach über Bord, sondern will an Bewährtem anknüpfen.

Auf einer vom Interessenverband organisierten Hilfsmittelausstellung traf er erstmals auf das Berufsförderungswerk, das seinerseits auf der Suche nach Kundinnen war. Diese Begegnung brachte ihn »einen Schritt nach vorne« (12:31). Die Aussicht auf eine Weiterbildung, bei der er sehbehindertengerechtes Arbeiten im Büro lernen würde, sagte ihm zu:

Mensch, das ist doch vielleicht gar keine schlechte Idee. Denn ich hatte, als ich selbstständig war, schon immer ein Konzept im Kopf. Ich wollte eigentlich mal was Eigenes gründen, also was Eigenes hochziehen. (Markus, 13:15-17)

Markus hatte die Idee zu einem ökologischen Paketzustell- und Kurierdienst, wie er erzählt. Sein Problem zum fraglichen Zeitpunkt lautete: Wie bringe ich den Staat dazu, mir bei der Unternehmensgründung zu helfen? Nach professioneller Beratung durch das Berufsförderungswerk deutete sich eine Option an. Markus habe »sofort den Vorschlag von dem Herrn [Name Mitarbeiter] aufgenommen« (30:22) und schon kurz darauf fuhr er für zwei Wochen nach Halle zur Belastungserprobung (Reha-Assessment), worüber schon zu lesen war. Im Anschluss bewilligte die Rentenversicherung eine Maßnahme zur Anpassung und Integration. Da er vergleichsweise wenig PC-Erfahrung

hatte, versprach die Weiterbildung einen großen Nutzen. Doch war sie mit Problemen verbunden:

Also, ich hab's nicht so schön und so tief kennenlernen können, weil das alles doch ziemlich kompakt war. Und dann auch immer, diese, diese Eigeninitiative zu ergreifen beziehungsweise selbstständig zu arbeiten. Klar, ist es einfach, wenn mir jemand auf den Bildschirm drauflegt, hier, das sind die Tastenkombinationen, jetzt lern die mal auswendig. Aber in einem gewissen Alter lernst du sowas nicht mehr auswendig. Das ist einfach so. Ich hab mir diese Tastenkombinationen nicht alle gemerkt. Weil, ich hab mich da auf die Tastenkombinationen beschränkt, die in meinem Arbeitsleben auch oft vorkommen. (Markus, 31:20-28)

Der Erwerb von essentieller Digitalkompetenz zur Kompensation des Sehverlustes erweist sich als Herausforderung. Markus realisiert Lernschwierigkeiten, die zum einen mit dem defizitären Lehr-Lern-Arrangement und zum anderen den Grenzen der kognitiven Belastbarkeit zusammenhängen. Das Letztgenannte erklärt er sich mit seinem Alter. Seine Anpassungsstrategie besteht in der Beschränkung auf Lerninhalte, die ihm für seine spätere Arbeit am sinnvollsten erscheinen.

Während Markus sich einigermaßen fit für das digitalisierte Büro machte, suchte er weiter nach Möglichkeiten der Förderung für seine wirtschaftliche Selbstständigkeit. Noch bevor er »die Lehre« am BFW antrat (13:3), traf er mit einem Freund und ehemaligen Geschäftspartner eine Vereinbarung. Dieser sollte ihn staatlich unterstützt beschäftigen und ihm auf diese Weise Raum und Zeit zur Arbeit an Konzept und Businessplan für einen ökologischen Paketdienst verschaffen. Noch war dies vom Versicherungsträger nicht genehmigt worden. Denn die Rentenversicherung habe ...

... nicht gesagt, Ihr Konzept gefällt mir, sondern die haben mir nur abgenommen, dass ich da einen versicherungspflichtigen Arbeitsplatz habe. Und mein Arbeitgeber ist die Gesellschaft, also diese Kapitalgesellschaft. Dessen Geschäftsführer ist letzten Endes mein Chef. Der Gesellschafter ist praktisch auch mein Chef, weil der Arbeitsvertrag jetzt so gestaltet ist, dass ich nicht mehr freie Hand habe, sondern ich jetzt in der Abhängigkeit stehe und genehmigungspflichtige Dinge eben jetzt geschehen. Ja, und da sitz ich jetzt seit April in einem Büro und arbeite an dem Konzept. (Markus, 15:15-22)

Zurück zur unternehmerischen Selbstständigkeit geht es über den Umweg versicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis. Denn die Wünsche und

Ziele des behinderten Antragstellers sind für den »Leistungsträger« wenig relevant. Ich finde diese Passage höchst aufschlussreich, denn sie drückt starkes Unbehagen mit der neuen Rolle als weisungsgebundener Beschäftigter aus. Markus spürt den zeitweiligen Statusverlust, der gekennzeichnet ist durch Abhängigkeit statt Selbstständigkeit sowie Erlaubnis statt Entscheidung. Die eingeschränkte Handlungsmacht verdichtet sich in der Wortgruppe »genehmigungspflichtige Dinge geschehen«. Das Zitat deutet darauf, dass der andere Gesellschafter mit ihm nicht auf gleicher Augenhöhe interagiert, womöglich weil die jeweiligen Kapitaleinlagen unterschiedlich sind. So steht Markus in doppelter Abhängigkeit vom Arbeitgeber und vom Staat. Zwar nähren neue Computerkenntnisse sowie das Arrangement mit dem faktischen Chef die Hoffnung auf Wiedererlangung der wirtschaftlichen Selbstständigkeit, doch bleibt Markus vorerst in seiner sozialen Position herabgesetzt.

Behindertwerden und Identität

Das Interviewmaterial verweist auf zwei gegensätzliche Tendenzen in der individuellen Identitätsarbeit: erstens die aktive Auseinandersetzung mit Blindheit, wenn es um den Alltag und die Teilhabe an Gesellschaft allgemein geht, und zweitens das Umgehen einer Auseinandersetzung, wenn Markus seine Position im beruflichen Feld reflektiert. An dieser Stelle ist ein kurzer Rückblick notwendig: Im vergangenen Kapitel war Markus zum Thema Raum der Anpassung und Identität mit einer längeren Passage zu Wort gekommen. Er hatte ausführlich die für ihn positive Erfahrung beschrieben, zwei ganze Wochen lang mit anderen Sehbehinderten und Blinden an einem geschützten Ort zusammengekommen zu sein. Nach seiner Rückkehr überkam ihn dann das Gefühl, »ein einzelner unter den Normalen« zu sein (16:30). Hervorzuheben ist, dass sich Markus im Interview selbst als »blind« beschreibt bzw. auf sich als »blind« verweist, beispielsweise mit »ich bin ja praktisch auch blind« (12:17). Unerheblich ist, ob seine Repräsentation den Leitlinien der Ophthalmologischen Gesellschaft oder der Weltgesundheitsorganisation entspricht. Freilich nicht, doch hatte ich bereits auf den Konstruktionscharakter medizinischer und sozialer Kategorien hingewiesen. Somit lautet die richtige Frage, *warum* sich Markus als blind repräsentiert.

In der autonomen Haupterzählung sprach Markus ausführlich über die Infarkte an den Augen, die vielen Untersuchungen und letztendlich die Diagnosestellung. Plötzlich benannte er seine (damalige) Gefühlslage: »Wenn ich

blind werde, dann macht das Leben keinen Sinn mehr« (8:4-5). Diese bittere Quintessenz schien er sofort erklären zu wollen:

Wenn das Augenlicht eines Tages weg ist, dann fehlt der größte Teil der Lebensqualität. Und in meinem Falle ist es eben so, dass ich eben visuell so viel, so viel Input mir hole, also bewusster, mehr bewusst als andere Menschen. (Markus, 8:19-21)

Im ersten Teil des Zitats erkenne ich Angst, im zweiten ein Bedürfnis nach Distinktion. Markus repräsentiert sich als Mann, dem das von Natur und Kultur gleichermaßen gebotene Schöne in der Welt stets wichtig gewesen sei. So schildert er seine Begeisterung für idyllische Waldwiesen, die vielen Formen und Farben der urbanen Landschaft sowie – auch wenn ihm die Worte kaum ausgesprochen gleich wieder peinlich sind – »bei Frauen natürlich« (9:29). Als Kurierfahrer nutzte er Lieferungen in moderne Bürohochhäuser, um von oben den Panoramablick zu genießen und um Neues zu entdecken. Im Garten seines eigenen Hauses wollte er miniaturisiert eine Parklandschaft entstehen lassen.

Für mich ist die Ästhetik wirklich da im Vordergrund gewesen. Und das alles, was ich jetzt gerade geschildert hab, ist dann ... Ist dann plötzlich weg. (Markus, 9:28-29)

»... plötzlich weg«. Erschütterung und Trauer über die extreme Einschränkung im Erfahren von Welt. Die Erzählung dreht sich anschließend um die vielen Veränderungen in den Alltagsroutinen, die stark begrenzte Mobilität und andere Momente des neuen Verzichts:

[...] meine Blindheit hat dazu geführt, nicht mehr so hohe Ansprüche zu haben, weil ich ja, wie mit dem Garten vorhin geschildert... Weil der schön aussehen muss. Weil, ich bin ein Augenmensch und das muss alles schick aussehen. Weil, wir haben so riesengroße Fenster und da sollte unbedingt noch ein kleiner Teich davor, dass man auf so eine Brücke schaut und sowas alles. Und das ist plötzlich nicht mehr da. Und da ist mein Anspruch daran gesunken. (Markus, 14:32-15:4)

»... nicht mehr da.« Der Verlust muss akzeptiert werden. Den erlebten Einbruch in der Lebensqualität verdeutlicht Markus an dem Traum, für dessen Wahrwerdung er so hart gearbeitet hat. Ich fragte ihn später, mit wem er denn über seine Gefühle sprechen würde, darauf er: »mit niemandem«, sondern eher »mit der Wand« (22:11-12). Der zweiwöchige Austausch mit »sei-

nesgleichen«, wie er die anderen Sehbehinderten und Blinden nannte, blieb sicher eher oberflächlich, aufgrund der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit sowie der Pluralität von Lebensstilen. Der Aufenthalt zeigte dennoch große Wirkung, indem er Arbeit an der Identität förderte. »Blind« und »Blindheit« als Kategorien der Selbstkonstruktion stehen nicht für eine bestimmte Qualität der funktionellen Wahrnehmung, sondern für tiefe Verlustgefühle, Zukunftsängste und ein Gefühl von »Anderssein«.

Der Deutung der Sehbeeinträchtigung als Blindheit und der sozialen Verortung innerhalb einer Wir-Gruppe von Sehbehinderten und Blinden stand ein ausweichendes Gesprächsverhalten gegenüber, sobald Markus über seine (beanspruchte) Position im beruflichen Feld redete. Wie alle anderen Interviewten zuvor fragte ich ihn nach möglichen Barrieren gegen seine zukünftige Tätigkeit. Anders als alle anderen verstand er diese Frage zunächst nicht. Daher formulierte ich sie um, doch erntete ich abermals Unverständnis. Ich bezog mich dann stärker auf seine eigenen Kategorien, fragte, inwiefern es in seiner von Konkurrenz geprägten Branche zu Problemen mit den »Normalen« kommen könnte. Daraufhin machte Markus folgende Bemerkung:

Also, in meinem Falle würd ich das nicht so sehen. Weil erstmal, ich hau-
siere damit nicht, [...] mit meiner Behinderung. Und zum andern sieht man
mir es auch nicht an, so dass man von vornherein schon bei den ersten Kon-
takten nicht sagen kann, der hat nichts auf Tasche, da läuft nix, der ist ja eh
bekloppt. (Markus, 35:10-14)

Das Zitat verweist auf Angst vor Stigmatisierung. Mit der Behinderung nicht zu »hausieren«, bezieht sich auf befürchtetes Mitleid sowie die Gefahr der Ab-erkennung seiner beruflichen Fähigkeiten und seines sozialen Status. Andererseits könnte diese sprachliche Wendung als Abwertung anderer Personen mit Behinderungen verstanden werden: Er jedenfalls würde seine Behinderung nicht für das Erlangen eines Vorteils einsetzen. Ich insistierte und fragte, ob er nicht Nachteile durch Kompensationsbelastung und Dauerstress für die Augen erwartete. Darauf der Unternehmer:

Das ist ja so, dass ich das ja damit umgehe, dass ich Aufgaben delegiere. [...] Und dann werde ich den echten Frühstücksdirektor nur noch machen. [...] Ich bin jetzt auch nicht für diesen Wahnsinnswachstum, sondern dass [die Firma] einfach nur wirtschaftlich stabil ist. Nein, ich will nicht so ein Wahnsinnsding hier aufbauen. Und da ist es dann auch so, dass da logischerweise auch Aufgaben delegiert werden müssen. Und ich bin dann nicht mehr drauf

angewiesen, schnell am PC zu arbeiten, sondern schnelle Entscheidungen und auch richtige Entscheidungen zu treffen. Und das kann man auch als Behinderter halt machen. (Markus, 36:7-26)

Markus ermuntert mich, über ein wahrlich inklusives Modell für die Partizipation an Arbeit nachzudenken: Alle Menschen mit Behinderungen erhalten Führungspositionen. Dann können sie zum Beispiel augenbelastende Aufgaben einfach an nicht-behinderte Mitarbeitende »delegieren«. Alternativ werden sie zu »Frühstücksdirektoren« berufen. Damit hätten sie weder operative Aufgaben noch stressige Verantwortung, dafür jedoch einen höheren Status sowie Zeit für die Verfolgung von Freizeitinteressen. Markus jedenfalls hegt weiterhin den Traum vom geschäftlichen Erfolg. Er will kein »Wahnsinnsding«, nur eine kleine nachhaltig wirtschaftende Firma, die ihm gehört und in der er die Entscheidungsgewalt innehat. Diesem Traum *dürfen* Barrieren einfach nicht im Weg stehen! Seine Aussage könnte als Beleg dafür gelesen werden, dass er seine Ressourcen überschätzt. Er versucht, die politisch-ökonomischen Realitäten und die Vorurteilsstrukturen in der Gesellschaft ein bisschen auszublenden, um seine seelische Gesundheit nicht zusätzlich zu gefährden. Beim Thema Erwerbsarbeit, über das er stets aus der Perspektive des wirtschaftlich Selbstständigen nachdenkt, scheut er die Auseinandersetzung mit der Sehbeeinträchtigung. Beides, der starke emotionale Bezug auf Blindheit sowie die Verharmlosung von Behinderung in der Arbeitsgesellschaft deuten auf andauernde Unsicherheit.

Vermutlich verstand Markus, dass die sozialen Folgen funktioneller Beeinträchtigung von der Klassenlage des Individuums abhängen. Doch kennzeichnete stets Uneindeutigkeit seine eigene Klassenlage. Wenn er seinen Ich-Entwurf vom unternehmerischen Selbstständigen vehement verteidigte, verlieh ihm das ein wenig mehr kulturelle Stabilität, die ich ansonsten jedoch als gefährdet einschätzen würde. Markus arbeitete an seinen Kategorien Gesundheit und Identität und setzte sie in ein neues Verhältnis zueinander. Hingegen fielen Modifikationen der Kategorie Arbeit gering aus. In der Rekonfiguration seines Lebensentwurfes war er unsicher. Schon etwas verzweifelt versuchte er, an dem Gewohnten festzuhalten. Dem Mann im Alter von 57 Jahren und ohne formale Qualifikation für Führungspositionen blieb vielleicht nicht viel anderes übrig, denn es fehlten ihm mobiles ökonomisches Kapital sowie fortgeschrittene Digitalkompetenz, um zeitnah seine Idee vom ökologischen Kurierdienst an den Start zu bringen.

Zwischenfazit III

Sehbehinderung unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen führte zur Arbeit am Lebensentwurf. Die Subjekte bestimmten ihr Verhältnis von Gesundheit und Arbeit neu. Dabei ließen sie sich von eigenen Interessen (Gesundheit, Einkommenssicherheit, Position im sozialen Feld) sowie allgemeinen Interessen (Gesundheit und Sicherheit anderer) leiten. Sie suchten Rat und Unterstützung bei Interessenverbänden, Staat sowie Rehabilitationsträgern und nahmen Hilfsangebote an. Dieser Schritt setzte die Akzeptanz der Sehbeeinträchtigung voraus und führte zur Auseinandersetzung mit Behinderung. Das hier diskutierte Material zeigte, dass in diesem Aushandlungsprozess Geschlechternormativitäten eine signifikante Rolle spielen. Des Weiteren offenbarte es, dass die Akzeptanz von Sehbeeinträchtigung nicht unbedingt mit der Akzeptanz bestimmter medizinischer Kategorien einhergeht und daher analytisch das eine mit dem anderen nicht gleichgesetzt werden sollte. Die Akzeptanz von Diagnosen konnte nämlich davon abhängen, ob das Subjekt vermittels eigenen Wissens, reflektierter Erfahrung sowie Beobachtungen im Behandlungsraum diese zu verstehen und nachvollziehen vermochte. Ferner konnte es von den verfügbaren Ressourcen für den Umgang mit dem einer Diagnose inhärenten Angstpotential abhängen. Das zielgerichtete Streben nach einer »Wiederherstellung« der Arbeitsfähigkeit setzte kulturelles Kapital sowie andere Widerstandsressourcen voraus. Durch eine berufliche Rehabilitation, die auf Inklusion durch Anpassung an die Interessen einer Industrie 4.0 gerichtet war, kam es zu einer intensiven Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen von Digitalisierung. In Abhängigkeit von vorhandenen Ressourcen und Formen des kulturellen Kapitals, persönlichen Präferenzen sowie dem sozialen Feld, in dem die Akteurinnen und Akteure Positionen beanspruchten, wurden die individuellen sowie gesellschaftlichen Vor- und Nachteile von Digitalisierung reflektiert. Im extremen Fall erfuhren die Subjekte eine Abwertung ihrer Berufsbiographien. Die Neubewertung von Gesundheit und Arbeit verband sich mit Fragen der Selbstverortung und Identität. Identitätsarbeit wurde von generalisierten Widerstandsressourcen wie kulturelle Stabilität und soziale Unterstützung mitstrukturiert und wirkte gleichzeitig auf diese zurück. Sie hing vom Kohärenzgefühl des Individuums sowie dessen sozialer Gesamtsituation ab. Der Bezug auf eine imaginierte Wir-Gruppe von Sehbehinderten und Blinden konnte Behinderung verstehen, kontextualisieren und kritisieren helfen,

doch ebenso das Individuum in seinem Leiden bestätigen und seine Verunsicherung verstärken.

Die Bewältigung von Behinderung war der Wirkmacht interdependenter Differenzkategorien unterworfen. Erstens *Alter*: Altersbedingte Erschwerungen in der Lerntätigkeit gefährdeten den Erfolg der Weiterbildung, während dessen sich grundsätzlich mit zunehmendem Alter die Chancen auf Partizipation an Arbeit verringerten. Einzelne Befragte reflektierten diese Umstände und intensivierten ihre Bemühungen bis zur Überkompensation. Zweitens *Klasse*: Behinderung resultierte in sozialer Marginalisierung und Statusverlust. Wer prekariisiert oder dauerhaft vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen war, wurde in den Partizipationsversuchen extrem behindert. Mit dieser Vorstrukturierung gingen die Befragten lösungsorientiert um. Aus Perspektive wirtschaftlicher Selbstständigkeit wurde Behinderung als Problem von abhängig Beschäftigten gedeutet. Drittens *Gender*: Identitätsarbeit wurde von Geschlechternormativitäten mitbestimmt. Während sich in den Selbstkonstruktionen der Männer gesellschaftliche Anerkennung über Funktionalität, Konstruktion, Wertschöpfung und Entscheidungsgewalt realisierte, waren es bei den Frauen Abschlüsse und Titel, Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Familienarbeit. Des Weiteren kam es ausschließlich bei Frauen zur positiven Umdeutung von Benachteiligung. Viertens *ethnische Herkunft und Staatsbürgerschaft*: Die Geschichte einer deutsch-irakischen Arbeitnehmerin deutete nicht nur auf Formen der zusätzlichen Diskriminierung und Ausgrenzung, sondern verwies desgleichen auf Migrationserfahrung als einer Widerstandsressource für die Bewältigung von Behinderung. Die Überschneidung der durch diese einzelnen Kategorien determinierten Erscheinungsformen von sozialer Ungleichheit war den Befragten teilweise bewusst.

Infolge der Aushandlung eigener Kategorien von Gesundheit, Arbeit und Identität bewerteten die Befragten ihre Lebensentwürfe neu. Aus dem Material lassen sich drei diesbezügliche Modi ableiten: *moderate Rekonfiguration*, *unsichere Rekonfiguration* und *radikale Rekonfiguration*. Der jeweilige Modus war im Wesentlichen vom individuellen Umgang mit der Sehbeeinträchtigung, dem kulturellen Kapital und hier insbesondere Digitalkompetenz sowie der Identitätsarbeit abhängig.

Tab. 12: Rekonfigurationen von Lebensentwurf von sehbehinderten Erwachsenen im digitalen Kapitalismus

	Moderater Modus	Unsicherer Modus	Radikaler Modus
Voraussetzungsstruktur	In Wert setzbares kulturelles Kapital, insbesondere Digitalkompetenz	Mangel an gesellschaftlich anerkanntem kulturellem Kapital	Ressourcendiversität für alternatives Handeln
	Kulturelle Stabilität	Kulturelle Verunsicherung	Kulturelle Stabilität
Konsequenz	Umorientierung in der Tätigkeit	Festhalten an bewährten Orientierungsgrundlagen, starker Bezug auf Wir-Gruppe	Ergebnisoffene grundsätzliche Neuorientierung für Beruf und Leben

Reflexion. An dieser Stelle frage ich mich, nach welchem Modus ich selbst meinen Lebensentwurf rekonfiguriert habe. Eine Rekonfiguration fand definitiv statt, und zwölf Monate blindentechnische Grundrehabilitation hatten ihren Anteil daran. So plante ich vor der Weiterbildung, von der Wissenschaft auf Naturheilkunde umzusatteln. Davon ließ ich mich jedoch bereits im Reha-Assessment von einem Berater abbringen, der mir vorschlug, stattdessen Brailleschrift zu lernen und in eine berufliche Perspektive einzubauen. Im ersten Drittel der Maßnahme empfahl mir das Personal eine vom Bildungsträger selbst angebotene Umschulung zur medizinischen Berichtsassistentin; die Digitalisierung von »Arztberichten« wäre doch viel stressfreier als die Wissenschaft, lautete das Argument. Einige Monate später wollte es mich zur Bewerbung auf eine Stelle in seinem Betrieb ermuntern, doch konnte ich es zu dem Zeitpunkt kaum noch erwarten, endlich wieder an die Universität zurückzugehen. Dabei hatte ich persönlich mit dem vorherrschenden Lehr-Lern-Arrangement und der Forderung nach selbstständiger Wissensaneignung kein Problem. Ich brachte die für die Weiterbildung bereits vorausgesetzte Digitalkompetenz mit, des Weiteren eine sozialistisch überformte protestantische Arbeitsethik, feministisches Leistungsdenken sowie die internalisierte Selbsttechnologie des lebenslangen Lernens. Zwar hatte ich zu den meisten meiner Mitstreiterinnen und Mitstreiter ein solidarisches Verhältnis, dennoch versuchte die Lehrerin in mir, ihnen gelegentlich ein Stück weit die Lerntätigkeit zu strukturieren. Diese Bemerkungen deuten an, wie ich selbst

den Disziplinraum mit ausgestaltete. Im Verlauf dieses Forschungsprojekts und der Arbeit an diesem Buch wechselte ich von der Regionalwissenschaft und Westasien zur Erziehungswissenschaft und inklusiven Bildung. Ich begann, mich in ein für mich fremdes Fach einzuarbeiten und in eine andere Stadt zu pendeln. Aus der Sicht einiger meiner früheren Fachkolleginnen bin ich raus aus ihrem Feld und habe zudem an Status verloren, weil ich in der Hierarchie des Wissenschaftsbetriebs von »Wissenschaftlerin« zu »Lehrkraft für besondere Aufgaben« abgestiegen bin. Ähnlich Hannah und David kann ich mich mit verminderten Karrierechancen gut abfinden und sehe das Neue als Chance. Meine neue Lehrtätigkeit macht mich sogar glücklich. Gegenüber Jeane N. und Harry war ich grundsätzlich in einer privilegierten Ausgangssituation, während ich im Vergleich zu Markus in der Bewältigung von Behinderung mehr Sicherheit gewinnen konnte. Für eine radikale Neuorientierung wie bei Anastasia fehlte mir der Mut. Ich habe meinen Lebensentwurf auf moderate Weise rekonfiguriert.